

Sibylle Berg, Christoph Blocher, Joaquin Phoenix, Greubel Forsey

Nummer 13 – 26. März 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



3000 Syrer: Wer stoppt Sommeruga?

Die falsche Asylpolitik der SP-Bundesrätin.

Von Hubert Mooser und Kurt Pelda

Sozialhilfe à discrétion

Das Kartell der Profiteure. Von Philipp Gut und Beat Gygi

Die Russinnen

Warum sie Schweizer Schlafzimmer im Sturm erobern.

Von Wolfgang Koydl





Professionelle Pflege für mehr Frische. Und weniger Bügeln.

Der Electrolux IronAid Wärmepumpentrockner behandelt Ihre Wäsche ganz besonders schonend – kein Wunder, dass ihm dafür die Woolmark-Auszeichnung Blue verliehen wurde. Die integrierte und innovative Dampftechnik entknittert und frischt Ihre Wäsche auf – und erspart häufig das Bügeln. Entdecken Sie mehr auf www.electrolux.ch



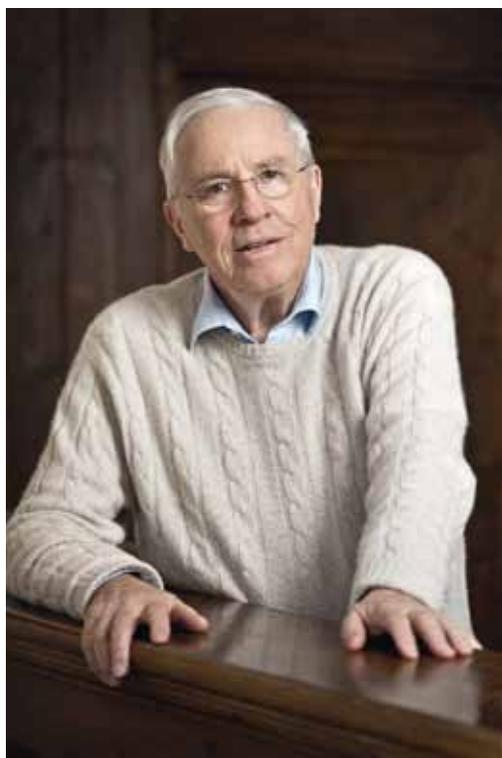
**Der Electrolux IronAid Wärmepumpentrockner.
Entdecken Sie die Möglichkeiten.**



Electrolux

Intern

Dass Christoph Blocher zu jenen Schweizern gehört, die symbolhaft für dieses Land stehen, müssen sogar seine Gegner zähneknirschend eingestehen. Weniger zu erwarten war der Treffpunkt, den er der *Weltwoche* für das Porträt in unserer Serie «Wir Schweizer» vorschlug: sein Schloss in Rhäzüns, das er seine Schutzburg nennt. Dort bewies er, dass er nichts von seiner Agilität – mental und körperlich – eingebüsst hat. Flink wie ein Bündner Steinbock hastete der bald 75-Jährige eine steile Treppe hinauf. Als ihn *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl endlich eingeholt hatte, sah er Blocher mit hochrotem Kopf an

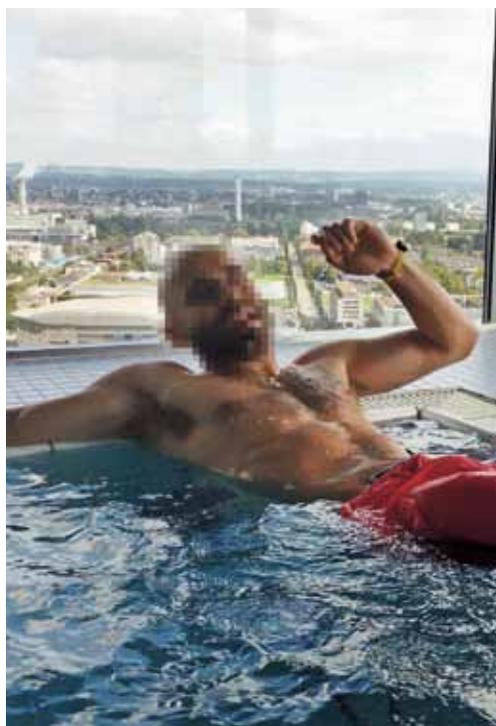


Flink wie ein Bündner Steinbock: Blocher.

einem Seil auf- und abschwngen. «Wir haben auch eine Glocke», verkündete er stolz. Ob er damit nicht die Leute unten im Dorf erschrecke? «Nein, die wissen jetzt, dass der Blocher netten Besuch hat.» **Seite 54**

Die Sozialhilfe-«Karriere» des mutmasslichen Todesschützen Jeton G., wie sie in der letzten *Weltwoche*-Ausgabe ausführlich dargestellt wurde, hat empörte Reaktionen ausgelöst. Dass ein renitenter Problemtyp jahrelang auf Kosten des Staates mit teurer Wohnung und Prestigeauto ein Flohnerleben geführt hat, finden «normale» Bürger nicht in Ordnung. Aber es gab auch erstaunlich viele Leser, die sagten, das sei kein Spezialfall, so etwas sei in der Sozialhilfe doch gar nicht abnormal. Wir haben den Umgang mit staatlicher Fürsorge noch einmal näher angeschaut, haben mit Politikern gesprochen, die

in Gemeinden mit der Vergabe dieser Unterstützung betraut sind. Mit aller Deutlichkeit hat sich gezeigt, dass das Sozialwesen krank ist, weil die Spielregeln degenerieren. Die oberste Einrichtung, die in der Sozialhilfe für Ordnung sorgen sollte, die Fachkommission Skos, ist zu einer Interessengemeinschaft der Sozialbranche geworden. **Seite 28**



Flohnerleben auf Staatskosten: Jeton G.

Die wichtigsten Zentralbanken liefern sich derzeit einen Abwärtswettbewerb. Die Zinsen sinken, mit sogenanntem Quantitative Easing wird die Geldmenge erhöht. *Weltwoche*-Kolumnist Kurt Schiltknecht, selbst lange in Diensten der Schweizerischen Nationalbank (SNB) und einer der tiefsten Kenner der Schweizer Währungspolitik in den letzten Jahrzehnten, warnt: Negativzinsen enteignen bedeutende Schichten der Bevölkerung. Wo der Zins auf und unter null sinkt, kann nichts Gutes entstehen. **Seite 22**

Manchmal passiert es einem Journalisten, dass er ausgerechnet dann blind für ein gutes Thema ist, wenn es ihm täglich ins Gesicht starrt. *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl wurde am Rande einer Veranstaltung darauf angesprochen, ob er denn nicht mal über die erstaunliche Popularität russischer Frauen bei westlichen und zumal Schweizer Männern schreiben wolle. Da hätte er auch selber draufkommen können, schliesslich ist er seit zwanzig Jahren mit einer Moskauerin verheiratet. Positiver Nebeneffekt der Recherche: Er erkannte all die positiven Aspekte der Russinnen erneut in seiner Frau kennen. Und da hatte er schon geglaubt, er sei der einzige Glückspilz gewesen. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Nachtaktiv.

Regelmässige Überprüfung Ihres Anlageportfolios.



Jetzt mehr erfahren:
www.ubs.com/advice-ch
044 238 14 28



Proaktiv.

Garantierte Benachrichtigung bei Abweichungen
des Portfolios von der Anlagestrategie.

UBS Advice.

Der Massstab in der Anlageberatung.
Zum attraktiven Pauschalpreis.



NEUE KRÄFTEVERHÄLTNISSE. DER F-TYPE ALL-WHEEL-DRIVE.

Die Zeit ist reif, die Performance eines reinrassigen Sportwagens mit perfektem Handling unter allen Bedingungen zu verschmelzen. Die Zeit ist reif für neue Kräfteverhältnisse. Im neuen JAGUAR F-TYPE S AWD und F-TYPE R AWD optimiert der Allradantrieb in Kombination mit dem Fahrdynamiksystem Intelligent Driveline Dynamics (IDD) permanent Traktion und Stabilität und sorgt so für das ultimative Fahrerlebnis.

Testen Sie die neuen Kräfteverhältnisse auf einer Probefahrt im neuen F-TYPE AWD bei Ihrem JAGUAR-Fachmann.

JAGUAR.CH



TECHNISCHE HIGHLIGHTS:

- Wahlweise mit 3.0-L-V6 und 380 PS oder als 5.0-L-V8 mit 550 PS
- 8-Stufen-Quickshift-Automatikgetriebe
- Allradantrieb mit Intelligent Driveline Dynamics
- Aluminium-Monocoque-Karosserie
- JAGUAR Karbon-Keramik-Bremsanlage (Option)



Abgebildetes Modell: JAGUAR F-TYPE R 5.0 V8, S/C Coupé AWD, 2-Türer, aut., 4WD, 550 PS/405 kW. Kundennetto-Verkaufspreis CHF 141'500.- abzüglich Swiss Deal Prämie CHF 16'000.-, effektiver Verkaufspreis CHF 125'500.-, exkl. Option Karbon-Keramik-Bremsanlage mit geschmiedeten Leichtmetallrädern 20" «STORM» und gelben Zangen CHF 14'500.-, Gesamtverbrauch 11.3 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 269 g/km. Energieeffizienz-Kategorie G.

JAGUAR F-TYPE S 3.0 V6, S/C Coupé AWD, 2-Türer, aut., 380 PS/280 kW. Kundennetto-Verkaufspreis CHF 109'700.- abzüglich Swiss Deal Prämie CHF 12'000.-, effektiver Verkaufspreis CHF 97'700.-, Gesamtverbrauch 8.9 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 211 g/km. Energieeffizienz-Kat. G, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 144 g/km.

Griechenland

Warum die Schweiz der EU vielleicht doch beitreten sollte.

Von Roger Köppel

An sich wäre der Sachverhalt klar: In der Privatwirtschaft muss eine Firma, die ihre Schulden nicht mehr zurückzahlen kann, in den Konkurs. Nicht der Gewinn, der Konkurs ist die Essenz der Marktwirtschaft. Das Risiko des unternehmerischen Untergangs, die Möglichkeit des Bankrotts, macht das Wesen des Kapitalismus aus (Felix Somary). Wo der Bankrott nicht mehr möglich ist, beginnt die Planwirtschaft, der Sozialismus. Richtig, wir sprechen vom Thema «Griechenland und EU».

Kürzlich war auf Einladung des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung der deutsche Bundesbank-Präsident Jens Weidmann an der Uni Zürich zu Gast. Der freundliche Notenbankchef gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Euro-Zone doch irgendwie funktionieren werde. Seine Zuversicht begründete er mit dem Hinweis auf Regeln und Abmachungen innerhalb der EU, die letztlich darauf abzielen, dass das Ganze gelingen könne. Sofern sich alle daran halten.

Das Problem ist nur: Sie halten sich nicht daran. Deutsche und Franzosen knackten 2003 einträchtig den «heiligen» Stabilitätspakt, verschuldeten sich also höher als vertraglich erlaubt. Der Euro war von Frankreich und Deutschland mit dem Versprechen eingeführt worden, dass die Obergrenze der jährlichen Neuverschuldung «niemals» überschritten werden dürfe. Wir Schweizer wissen seit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative 2014, dass die EU unangenehm streng wird, wenn die Schweizer etwas neu verhandeln wollen. Die EU beharrt dann pickelhart auf ihren «unverhandelbaren Grundprinzipien».

Gegenüber der Schweiz. Gegenüber sich selbst ist die EU wachsw weich tolerant. Nur wenige Jahre nach dem unverhandelbaren Stabilitätspakt setzte die EU ein weiteres ihrer unverhandelbaren Prinzipien ausser Kraft. Der bei der Euro-Einführung für unbrechbar erklärte Grundsatz, wonach ein EU-Mitglied, das seine Schulden nicht bezahlen könne, auf keinen Fall von den anderen Mitgliedsländern finanziell «rausgehauen» werden dürfe (*no bailout*), wurde bereits in der Frühphase des Griechenland-Debakels geopfert. Inzwischen wird auch das Dubliner Asylabkommen, ein weiterer Granitpfeiler der EU, routinemässig nicht befolgt. Brüssel nimmt es hin.

Athens überschätzter Finanzminister Varoufakis nannte die vertragswidrige Kredit-



«Patriotismus ist angewandter Optimismus.»

vergabe an sein bankrott Griechenland ein «Verbrechen gegen die Menschlichkeit». Heute bettelt der gleiche Varoufakis zusammen mit Premierminister Tsipras um neue Finanzhilfen. Nur will er die Schulden nicht mehr zahlen. Kommt er durch?

In der Privatwirtschaft hätte man einen Kunden wie Griechenland längst in den Bankrott geschickt. Niemand, der noch bei Trost ist, würde einem derartigen Schuldner weiteres Geld geben. Als wir kürzlich eine befreundete Familie auf einer griechischen Insel besuchten, trafen wir auf bestens gelaunte Griechen

mit schönen Autos. Sie freuten sich über den anschwellenden Tourismusboom. Ein tüchtiger Restaurantbesitzer erklärte uns glaubhaft, warum es unvernünftig sei, in Griechenland Steuern zu bezahlen. Er empfahl uns den Kauf eines günstigen Grundstücks am Meer. Dann stiessen wir gemeinsam auf die wirklich schöne Insel an.

Natürlich werden die Griechen mit ihren Manövern durchkommen. Niemand wird sie in den Bankrott schlittern lassen. Warum nicht? Weil Bundesbank-Chef Weidmann in Zürich unmissverständliche Andeutungen machte. Das erste und oberste Gebot der Marktwirtschaft lautet: Wer seine Schulden nicht zahlt, soll in Konkurs gehen. Auf die Frage, wann man dieses Gebot an Griechenland vollstrecken werde, antwortete Weidmann vielleicht unfreiwillig ehrlich: «Sie haben schon recht, was die Gesetze der Ökonomie angeht, aber hier geht es um Politik.» Alles klar? Es gibt in Europa den politischen Willen, den bankrotten Griechen weiter Geld zu geben.

Vielleicht sollte sich die Schweiz einen EU-Beitritt doch noch ernsthaft überlegen. Brüssel verfährt mit Vollmitgliedern weit weniger streng als mit Nichtmitgliedern. Wer bei der EU mitmacht, kann davon ausgehen, dass er die «heiligen Verträge» und «ehernen Grundprinzipien» ungestraft missachten darf. Er bekommt sogar noch Geld dafür. Wer von der EU wirklich unabhängig sein will, sollte ihr beitreten.

Am Schweizer Radio meldet sich ein unvermeidlicher Politologe zu Wort. Der Erfolg der SVP in den Agglomerationen, weiss der Forscher, habe damit zu tun, dass die dortige Bevölkerung unter den Folgen der Globalisierung und der Zuwanderung besonders zu leiden habe. Die SVP wisse diese Ängste zu bewirtschaften und vermittele den Leuten den Eindruck, sie würden künftig von der Globalisierung verschont. Aha. Die SVP ist also ein Samariterverein für alle Verlierer, Frustrierten und Zerknirschten der Gegenwart; eine Art Auffangbecken für die Faust-im-Sack-Fraktion, die vor dem Fernseher Beruhigungstabletten schlucken muss, damit sie nicht das Sturmgewehr aus dem Keller holt.

Stopp. Als Neumitglied kann ich diesen Eindruck nicht bestätigen. Die SVP macht auf mich keinen freudlosen, keinen frustrierten und schon gar keinen verängstigten Eindruck. Sie ist kein politisches Methadonprogramm für Depressive. Möglicherweise unterschätzen die Deuter den wichtigsten Erfolgsfaktor der SVP, nämlich ihren unbeirrbar positiven Schweiz-Bezug. Die meisten anderen Parteien entschuldigen sich für die Schweiz. Die SVP sagt ja zur Schweiz. Das macht den Unterschied. Die Schweiz kommt an. Zu Recht. Patriotismus ist angewandter Optimismus.





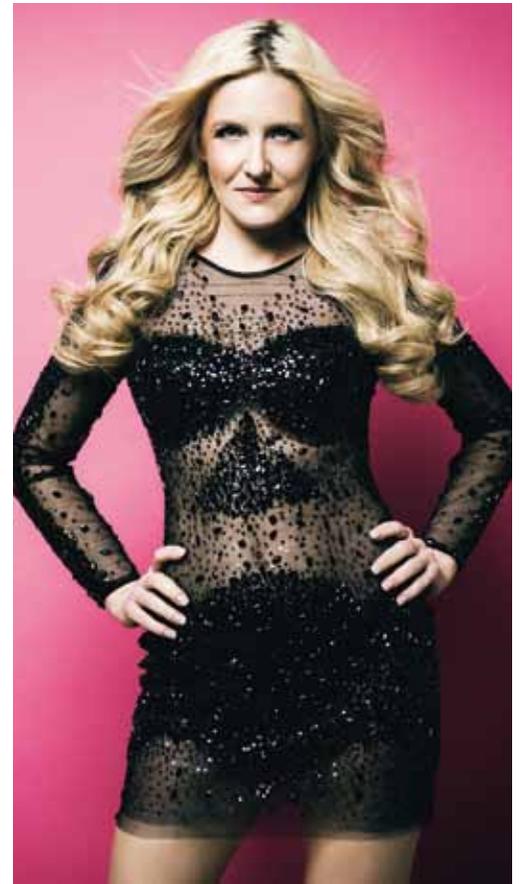
«Häppi Börse»: Cabaret Rotstift. Seite 66



Des Menschen ältester Freund: Schaf. Seite 36



Obsessive Leidenschaft: Greubel Forsey. Seite 46



Waffen einer Russin: Anastasia Kiefer. Seite 50

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 13 **Kommentar** Lästige Neutralität
- 13 **Im Auge** Gianluigi Buffon, Torhüterveteran
- 14 **Sozialwahnsinn** Verrat von oben
- 14 **Abstimmungen** Doppelter Loosli
- 14 **Sika** Verkrampfungen
- 15 **Zuwanderung** Direkt in die Sozialhilfe
- 15 «Milchkuh-Initiative» Lieber unfair
- 16 **Personenkontrolle** Spiess, Spiess-Hegglin, Hürlimann etc.
- 17 **Nachruf 1** Hans Erni (1909–2015)
- 17 **Nachruf 2** Lee Kuan Yew (1923–2015)
- 18 **3000 Syrer für die Galerie**
Die SP-Bundesrätin bläht den Asylapparat künstlich auf
- 20 **Einsam unter Gleichgültigen**
Schweiz als Musterschüler bei den syrischen Flüchtlingen
- 22 **Die Deutschen** Action pur
- 22 **Wirtschaft** Erklären Sie bitte, Herr Jordan
- 23 **Ausland** Französische Spiegelfechtereien
- 24 **Mörgeli** Faktenfrei und hoch zu Pferd
- 24 **Bodenmann** Wir glücklichen Kuh-Schweizer
- 25 **Medien** Das Q-Wort
- 25 **Gesellschaft** Drauflegen
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**

Hintergrund

- 28 **Sozialhilfe à discrétion**
Die innere Fehlkonstruktion der staatlichen Fürsorge
- 30 **Jenische** Undurchsichtige Hilfgelder
- 31 **Sessions-Check** Der absurdeste Vorstoss und andere Spitzen
- 32 **Bundesverwaltung** Wenn Staatsangestellte träumen
- 34 **Fluglärm** Windige Politiker auf Stimmenfang
- 36 **Es geschah im stockdunklen Stall**
Eine Tragödie am Brienzersee wühlt die Gemüter auf
- 38 **Angst ist die Mutter der SRG**
Blick in die Geschichte des Schweizer Rundfunkwesens (Teil 1)
- 41 **Justiz** Schweizer Rechtshilfe, deutsche Motive
- 42 **Draussen droht die Wildnis**
Warum Griechenland immer noch in der Euro-Zone ist
- 44 **Farbenblinde Richter**
Justizposse um das Schweizer Kind einer Nigerianerin
- 46 «**Wie ein Virus oder eine Droge**»
Greubel Forsey: Die Macher der exklusivsten Uhren der Welt
- 50 **Frauen für Bett, Herz und Seele**
Russinnen stehen bei Schweizer Männern hoch im Kurs
- 53 **Einspruch** Das wahre Gesicht der Kesb
- 54 **Ausfall aus der Trutzburg**
Christoph Blocher setzt zum letzten Kampf gegen die EU an
- 57 **Energie** Bastien Girod und die «Nichtwende»

EINE IKONE GEWINNT AN GRÖSSE

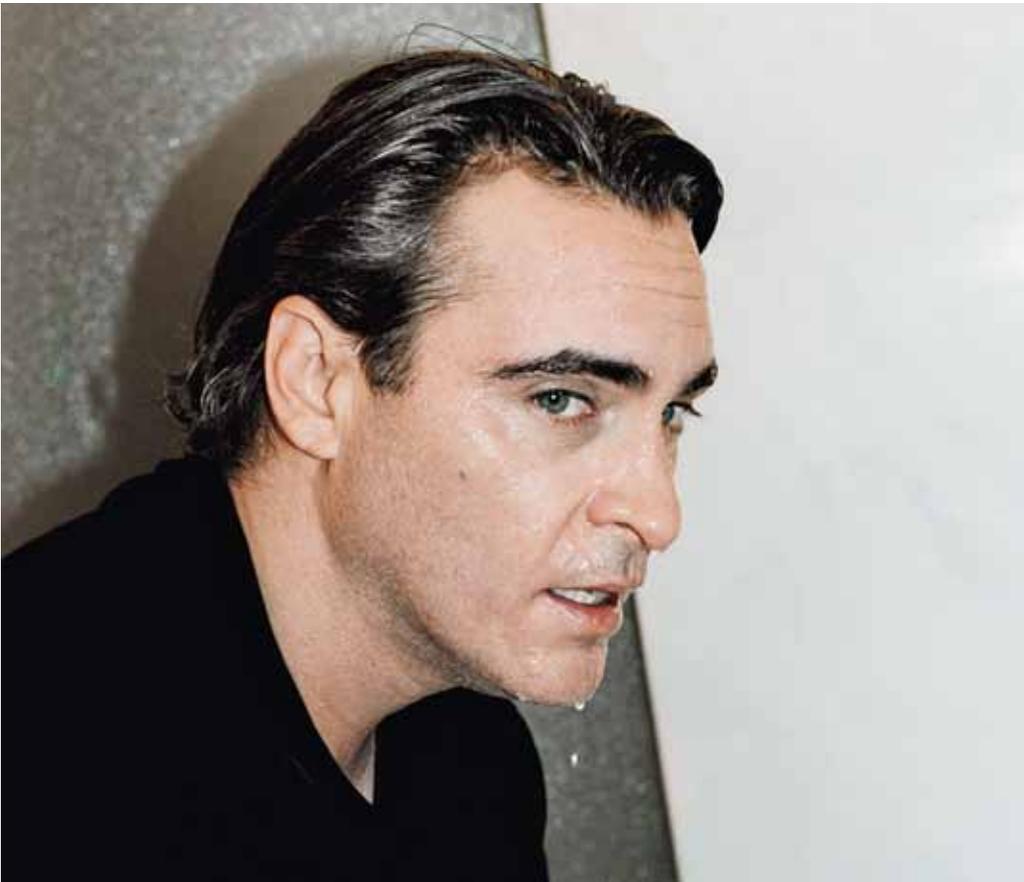


| DIE NEUE NAVITIMER 46 mm

Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Am Bellevue, Zürich



«Es gab häufig Streit»: Schauspieler Phoenix. Seite 60

Interview

60 «Ich spüre den Verfall»

Joaquin Phoenix, einer der besten und wandelbarsten Schauspieler Hollywoods, über Drogen, Versagensängste und seine Kindheit in einer Hippie-Familie

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Emil ist jetzt museumsreif

64 Bestseller

64 Reh mit Reisszähnen

Schriftstellerin Sibylle Berg, der politisch inkorrekte Gutmensch

66 Lachen nach dem Milizprinzip

Das Cabaret Rotstift kehrt auf die Bühne zurück. Eine Würdigung

68 Top 10

68 Kino «Une nouvelle amie»

69 Jazz Julia Hülsmann Quartet w/Theo Bleckmann

70 Namen Hexenjagd auf eine Göttin

71 Hochzeit Regula Reinfrank und Christoph Mäder

71 Thiel Grabumdrehungen

72 Wein Ghemme Collis Breclamae 2005

72 Zu Tisch Vier neue Kochbücher

73 Auto BMW M4 Cabrio

74 MvH trifft Stefanie Heinzmann, Musikerin

Autoren in dieser Ausgabe

Joachim Starbatty



Der emeritierte Ökonomieprofessor ist Abgeordneter der Alternative für Deutschland (AfD) im EU-Parlament.

Er schreibt, wie die Bürger der Euro-Länder im nicht enden wollenden Drama um Griechenland an der Nase herumgeführt werden.

Seite 42

Hubert Spiegel



Der deutsche Literaturwissenschaftler ist seit 1993 Redaktor im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

In dieser Ausgabe porträtiert er die deutsch-schweizerische Autorin Sibylle Berg, die von ihren Fans kultisch verehrt wird. Seite 64

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

DER NEUE FORESTER 4x4. AB FR. 29'900.-.



**JETZT AUCH MIT
DIESEL
UND LINEARTRONIC-
AUTOMAT.**

DER 4x4 FÜR DIE SCHWEIZ

BOXER DIESEL

LINEARTRONIC
save energy



SUBARU

Confidence in Motion

Nach dem Outback 4x4 kommt jetzt auch der Forester 4x4 mit der Weltneuheit von Subaru: Diesel, Lineartronic-Automat und 4x4 in einem Auto. So wird der Top-Allrounder noch attraktiver. Sportwagen, Offroader, Van und Limousine. Der Forester 4x4 ist alles in Einem. Der Begründer des SUV-Segments. Und auch in seiner neusten Ausgabe ein absoluter Preis-Leistungs-Meister.

Abgebildetes Modell: Forester 2.0D AWD Luxury, Lineartronic, 5-türig, 147 PS, Energieeffizienzklasse E, CO₂ 163 g/km, Verbrauch gesamt 6,3 l/100 km, Benzinäquivalent 7,1 l/100 km, Fr. 45'800.- (inkl. Metallic-Farbe). Forester 2.0i AWD Advantage, man., 5-türig, 150 PS, Energieeffizienzklasse F, CO₂ 160 g/km, Verbrauch gesamt 6,9 l/100 km, Fr. 29'900.- (mit Farbe Venetian Red Pearl).

AutoBild allrad:
TESTSIEGER FORESTER XT!
www.off-road.de:
TESTSIEGER FORESTER 4x4!

www.subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. www.multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO₂ 144 g/km.

Wer sind wir?

Was hat die Schweiz von gestern mit der Schweiz von heute zu tun?

Diskussionsrunde zum Thema «Die Schweiz und ihre historische Identität» mit:



Roger Köppel
Verleger und Chef-
redaktor Weltwoche



André Holenstein
Professor für
Schweizer Geschichte



Josef Lang
alt Nationalrat (Grüne)
Historiker



Peter Keller
Nationalrat (SVP)
Historiker

Jetzt anmelden!

Mittwoch, 1. April 2015, 18.30 Uhr (Türöffnung: 18 Uhr)
«National Bern», Theatersaal, Hirschengraben 24, 3011 Bern
Anmeldung: E-Mail an podium@weltwoche.ch
oder unter Telefon 058 680 10 24, Eintritt frei

«Die Schweizer Schlachten»

Die Weltwoche präsentiert ihr überarbeitetes Spezialheft mit neuen Karten plus 16 Seiten zu: Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Franzoseneinfall, unsere Mythen, Friedensmacht Schweiz. Weltwoche-Sonderheft, 76 Seiten, Fr. 25.– (inkl. MwSt., exkl. Porto)
Bestellung: per E-Mail an schweizerschlachten@weltwoche.ch oder beim Kundendienst unter der Telefonnummer 043 444 57 01.



Lästige Neutralität

Von Peter Keller — 2015 häufen sich die Jubiläen. Zweihundert Jahre nach dem Wiener Kongress liesse sich vor allem an die Bedeutung der Neutralitätspolitik erinnern. Doch der Bundesrat kneift.



Feiert er mit? Ansprache von Doris Leuthard.

Letztes Jahr feierte Deutschland 25 Jahre Mauerfall. Auf allen Kanälen und mit den höchsten politischen Würdenträgern. Nun wäre die Schweiz dran mit einem seltenen Jubiläumsreigen: Vor 700 Jahren schlugen die Schwyzer bei Morgarten eine habsburgische Strafexpedition in die Flucht und festigten damit ihre regionale Autonomie. Der Weg Richtung Selbstbestimmung war gelegt. Vor 500 Jahren holte die Eidgenossenschaft unweit von Mailand eine mörderische Niederlage und führte seither keinen Krieg mehr im Ausland. Vor 200 Jahren wurde die Schweiz in ihren heutigen Grenzen anerkannt und ihre immerwährende bewaffnete Neutralität bestätigt.

Und der Bundesrat? Feiert er mit? Würdigt er die historischen Leistungen für Freiheit und

Seit 500 Jahren hat die Schweiz keinen Krieg geführt. Welcher Staat kann solches behaupten?

Selbstbestimmung der heutigen Schweiz? Auf einen entsprechenden parlamentarischen Vorstoss schrieb die Regierung, «dass der Bund in den vergangenen Jahren nur mit Zurückhaltung Erinnerungsfeiern zu historischen Ereignissen durchgeführt hat». Er anerkenne zwar die Bedeutung von Morgarten (1315), Marigna-

no (1515) und dem Wiener Kongress (1815), aber es gebe nicht wenige weitere und sogar bedeutendere Ereignisse, deren ebenfalls gedacht werden könnte. Ein Beispiel wird nicht genannt.

Nun wäre Zurückhaltung tatsächlich eine Tugend, insbesondere in der auf Neutralität programmierten Schweiz. Allerdings übt der Bundesrat sehr selektiv Zurückhaltung: Eine Motion der Zürcher SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr, die Gedenk- und Dankesfeiern zum Ende des Zweiten Weltkrieges forderte, nahm der Bundesrat an. In diesem Vorstoss ging es jedoch weniger um die Verdienste der Schweiz, die sich nicht zuletzt mit dem Rückgriff auf ihre Freiheitstradition immunisierte gegen den totalitären Zeitgeist, sondern um das Abfeiern internationaler Organisationen (Uno) und Vereinbarungen (Europäische Menschenrechtskonvention).

Mythos mit Widerhaken

Ist es nur die europapolitische Agenda des Bundesrates, die dieser Verweigerung zugrunde liegt? Oder fehlt es dem Bundesrat (und seinen Stäben) auch schlicht an der intellektuellen Kraft, die Ereignisse in ihrer tieferen Bedeutung zu erfassen? Der Mythos Marignano ist durchaus mit Widerhaken versehen: Die Motive, in Norditalien mitzumischen, waren höchst fragwürdig. Der Blutzoll enorm. Zwingli kritisierte im Nachgang das Söldnerwesen fundamental. Dass die spätere Schweiz daraus ihre Lehren zog, zeugt von politischer Klugheit.

Marignano ist untrennbar mit der italienischsprachigen Schweiz verbunden. Im «Ewigen Frieden» mit Frankreich trat dieses der Eidgenossenschaft die heutigen Gebiete des Tessins ab. Den schnöden Umgang des Bundesrates mit 1815 könnten die nicht-deutschsprachigen Landesteile durchaus als Affront sehen. Die Kantone Wallis, Neuenburg und Genf sind alle drei Früchte des Wiener Kongresses.

Seit 500 Jahren hat die Schweiz keinen Krieg mehr geführt. Seit 200 Jahren ist das Land von grösseren militärischen Konflikten verschont geblieben, inklusive der beiden furchtbaren Weltkriege. Welcher Staat in Europa kann solches von sich behaupten? Die bewaffnete Neutralität ist ein wesentliches Element dieser Friedensstrategie und so etwas wie der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich die Schweizer verständigen können. Dass der Bundesrat dennoch nicht daran erinnern will, lässt die Vermutung aufkommen, dass ihm die Neutralität unwichtig bis lästig geworden ist.

Sorgenmatratze



Gianluigi Buffon, Torhüterteteran.

Gerade konnte man lesen, David Beckham, der demnächst vierzig wird, habe im vergangenen Jahr dreissig Millionen Euro mehr kassiert als Lionel Messi. Wie federt ein Fussballprofi die harte Landung nach dem existenziellen Schlusspfiff ab, wenn er nicht wie Beckham weiterhin den Beckham machen kann? Oder wie Eric Cantona Karriere als Schauspieler und Regisseur oder nicht zum «Kaiser» erhoben wird wie Franz Beckenbauer? Manche glauben sich zum Trainer berufen, bis sie das Karussell abwirft. Oder sie geben beim Fernsehen ihren Senf dazu. Gianluigi Buffon, 37, genannt Gigi, der Torhüter Italiens und von Juventus Turin, hat sich auch seine Gedanken über das Leben danach gemacht. Buffon gilt als einer, der mit dem Risiko spielt.

Also tat er, wie er dachte, etwas Vernünftiges. Er kaufte sich ein Ruhekkissen. Eine todsichere Wette: eine Mehrheitsbeteiligung von mittlerweile 56 Prozent an der Firma Zucchi, der Nummer eins für Heimtextilien, Bettwäsche, Aussteuern. Aber Gigi der Strafraumakrobat landete auf einer Sorgenmatratze. Immer wieder schoss er Millionen nach für Kapitalerhöhungen. Das Traditionsunternehmen Zucchi erwies sich als Fass ohne Boden. Die jungen Italienerinnen und Italiener heirateten immer später oder/und bleiben für immer bei Mama. Ein Investmentfonds, als Retter angekündigt, stieg wieder aus. Im Februar wurden 26,5 Millionen Euro Kredite fällig, der unmittelbare Konkurs drohte, aber Buffon spielte eiskalt weiter, im Tor wie mit den Banken. Jetzt hat er dank der Bürgschaft einer Versicherung von fünf Millionen für einige Wochen Luft. Unter Gigis Pullover schlägt das Herz eines Zockers. Im Wettskandal vor drei Jahren musste er sich für 1,5 Millionen Euro rechtfertigen, gezahlt in acht Tranchen an den dubiosen Wettkiosk eines Freundes. Er erklärte, das sei seine Privatsache. Im wahren Privatleben erlag er dem Charme der TV-Moderatorin Ilaria D'Amico und verliess seine Frau und seine zwei Kinder. Die Regenbogenpresse verheisst Gigi und Ilaria Elternfreuden. Kehrseite der Nachricht: ein neues Kinderzimmer gegen die Krise bei Zucchi.

Peter Hartmann

Verrat von oben

Von Philipp Gut — Politiker und Richter verschaukeln die Bürger. Kommt der Aufstand?

Die Schweizer Sozialhilfe ist aus den Fugen. Es ist ohne weiteres möglich, dass ein Fürsorgebezügler Jaguar fährt, in einer überbelegten Wohnung lebt, permanent kriminell ist und illegale Einkünfte bezieht. So war es im Fall Jeton G., dem mutmasslichen Mörder beim «Türstehermord» von Zürich. Wie wir in der letzten Ausgabe gezeigt haben, sind solche Zustände Alltag im Schweizer Sozialstaat. Sanktionen? Gibt es kaum. Dafür hegen die Sozialarbeiter ein Verständnis für ihre renitenten Kunden, das für Aussenstehende an Masochismus grenzt.

Die Reaktionen von der Front auf unseren Artikel zielten alle in dieselbe Richtung: «Ja, die Realität ist so, wie Sie sie beschreiben. Wer im Sozialbereich arbeitet, weiss das schon lange.» Das System ist todkrank, der Patient liegt auf der Intensivstation, aber die Beteiligten wursteln einfach weiter. Verantwortung will offenbar niemand wirklich übernehmen. Weder die Politiker noch die Betreuer, noch die Richter, die oft auch die dreistesten Rekurse der «Anspruchsberechtigten» gutheissen.

Dabei müsste man sich bei einer ehrlichen Analyse längst eingestehen, dass die Missstände nicht in erster Linie auf oberflächlichen Schlampigkeiten beruhen. Die Ursachen liegen in einer fundamentalen Dysfunktion des ganzen Systems. Die Fürsorge ist heute keine Hilfe in existenzieller Notlage mehr, sondern vielmehr eine eigene Existenzform, von der eine neue Klasse von Sozialrentnern besser lebt, als wenn sie arbeiten würde.

Insidern mag das Ausmass der Misere bekannt sein. Aber die Bürger ahnen es höchstens, wenn sie sehen, wie der fürsorgebeziehende Nachbar den neuen Flachbildschirm aus dem Mercedes hievt. Armut wird heute eben nicht mehr absolut definiert, sondern als arm gelten einfach die einkommenschwächsten zehn Prozent der Bevölkerung. In einer Gesellschaft von Milliardären ist gemäss dieser Definition auch ein Millionär bedürftig.

Ein Aspekt fehlt bisher in der Debatte: Es ist letztlich ein Verrat am Bürger und ein Missbrauch der vom Wähler verliehenen Macht, wenn die Behörden ein solch marodes System unterhalten. Das wird auch staatspolitische Folgen haben: Das Vertrauen schwindet. Jeder, der Steuern zahlt, muss sich verschaukelt vorkommen. Es kann doch nicht sein, dass sich der Staat eher auf die Seite eines Jeton G. schlägt als auf die Seite des ehrlich arbeitenden Bürgers, der diesen ganzen Wahnsinn finanziert.

Mehr zum Thema: Seite 28, 30

Doppelter Loosli

Von Hubert Mooser — Weshalb Economiesuisse das neue Radio- und Fernsehgesetz unterstützt.

Im Juni stimmen die Schweizer Stimmbürger über das neue Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) ab. Es geht um einen Systemwechsel bei der Finanzierung. Alle Haushalte sollen in Zukunft Empfangsgebühren bezahlen, unabhängig davon, ob sie einen Fernseher oder einen Radio besitzen. Gegen das neue Gesetz hat der Gewerbeverband das Referendum ergriffen – weil die Unternehmer stärker zur Kasse gebeten werden als bisher. Lange ging man davon aus, dass Economiesuisse mitziehen würde. Doch vor einem Monat berichtete der *Tages-Anzeiger*, dass der Dachverband der Wirtschaft das Referendum nicht unterstützt. Das war eine überraschende Kehrtwende, denn bis dahin hatte sich Economiesuisse kritisch zum neuen Gesetz geäussert. Der Gewerbeverband reagierte verschneppelt und vermutete, dass Leute mit



Interessenkonflikt: Swisscom-Patron Loosli.

Nähe zur Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) dafür verantwortlich waren. Economiesuisse gab bisher keine Details bekannt.

Inzwischen verdichten sich die Anzeichen, dass der Verwaltungsratspräsident von Coop und Swisscom, Hansueli Loosli, mit seiner Stimme den Ausschlag für das Ja zum RTVG gab. Das wäre gleich doppelt brisant: Erstens ist der Swisscom-Patron fast so etwas wie ein Intimus von Medienministerin Doris Leuthard. Er hatte stets einen guten und vor allem einen direkten Draht zur Chefin des Infrastrukturdepartementes. Wie man weiss, setzt Leuthard alle Waffen ein für ihr neues Radio- und Fernsehgesetz. Loosli ist aber auch Verwaltungsratspräsident der Swisscom. Und das ist schon heikler. Denn zu diesem Konzern gehört die Gebühreninkassofirma Billag, die durch das Referendum mehr oder weniger direkt betroffen ist. So etwas nennt man eigentlich einen Interessenkonflikt, bei Economiesuisse ist das aber nicht weiter tragisch. Aber sauber ist es trotzdem nicht.

Verkrampfungen

Von Beat Gygi — Der Gebrauch der Abwehrwaffe ist für die Konzernführung riskant.

Der Kampf um die Kontrolle des Spezialchemie-Konzerns Sika führt nun über Gerichte, aber die Auseinandersetzung hat nach ersten Schritten noch nicht viel Klarheit gebracht. Es bleibt vorläufig dabei, dass die Eigentümerfamilie Burkard, die über ihre Beteiligungsgesellschaft Schenker-Winkler-Holding die Sika-Gruppe bezüglich Stimmen zu rund 52 Prozent und kapitalmässig zu gut 16 Prozent kontrolliert, in ihren Verkaufsbemühungen blockiert ist. Die Familie will die Gruppe für 2,75 Milliarden Franken an den französischen Konzern Saint-Gobain verkaufen, aber Verwaltungsrat und Management von Sika wehren sich vehement dagegen.

Die Sika-Führung versucht unter anderem, die Zutrittskontrolle zum Unternehmen als Abwehr gegen Saint-Gobain einzusetzen. Laut Statuten darf der Verwaltungsrat die Aktienquote für Käufer auf fünf Prozent begrenzen,

Der Verwaltungsrat kann an der GV die Stimmen der Familie zu blockieren versuchen.

und mit dieser Klausel sucht er nun die Franzosen auch von der Schenker-Winkler-Holding fernzuhalten. Die Familie wollte nun vor Gericht erwirken, dass die Sika-Führung diesen Mechanismus nicht anwenden dürfe, das Zuger Kantonsgericht hat das Gesuch aber abgewiesen.

An der Generalversammlung vom 14. April kann also der Sika-Verwaltungsrat die Stimmen der Familie zu blockieren versuchen, jedenfalls bei Traktanden wie den Verwaltungsratswahlen. Aber das Gericht hat so viele Fragen offengelassen, dass der Streit darüber, ob Sikas Abwehrwaffe rechtlich gültig sei, erst noch auszutragen ist, vielleicht auf nächster Gerichtsstufe. Aber es könnte auch anders kommen. Das Urteil des Zuger Richters enthält Hinweise, wonach Verwaltungsrat und Management von Sika auch daran denken sollten, dass gegen sie Verantwortlichkeitsklagen angestrengt werden könnten, wenn sie ihre Pflichten gegenüber der Gesellschaft vernachlässigen. Das kann als leise Warnung gedeutet werden, dass sie es mit der Abwehr nicht übertreiben sollten. Es ist vorstellbar, dass die Wärme des Sommers die Verkrampfung lösen und zu einer Einigung zwischen den Parteien führen wird.

Direkt in die Sozialhilfe

Von Alex Baur — Die in der Schweiz aufgenommenen Syrer sind kaum integrierbar und bleiben fast alle bei der Fürsorge hängen.

Wir befinden uns in einer typischen Zürcher Agglomerationsgemeinde. Gegen sechzig «vorläufig Aufgenommene» – also abgewiesene Asylbewerber, die man nicht ausweisen kann oder will – werden von der kommunalen Sozialhilfe versorgt. Ein Sozialarbeiter, der anonym bleiben muss, weil er sonst seinen Job verlieren würde, sagt unter diesem Vorbehalt offen, was er über die Aufnahme von zusätzlich 3000 Syrern in die Schweiz denkt: «Die allermeisten von ihnen werden bei der Sozialhilfe bleiben – und sie werden noch mehr Landsleute nachziehen.»

Der Sozialarbeiter, selber einst ein Einwanderer, arbeitet seit Jahrzehnten in der Asylbranche. Die Illusion von der humanitären Schweiz ist ihm dabei längst abhandengekommen. Das Asylwesen ist für ihn ein Business wie jedes andere. Es gebe ein Heer von Anwälten, Betreuern, Übersetzern, Beamten und Sozialarbeitern, die vorerst einmal ihren eigenen Lebensunterhalt sichern. Und solange Bund und Kantone bezahlten, kümmere es sie wenig, ob sie ihren Klienten auch wirklich helfen.

Richtig schmerzhaft wird es für die Gemeinde aber erst, wenn die letzten Zahlungen aus Bern und Zürich nach zehn Jahren auslaufen und sie selber für die ungebetenen Fürsorgegäste aufkommen muss. Doch dann ist es für einen Regimewechsel zu spät.

Mit Laissez-passer eingeflogen

Syrer machen in dieser Gemeinde bereits heute über zwei Drittel der fürsorgeabhängigen Asylanthen aus. Die zweite wichtige Gruppe sind die Kriegsdienstverweigerer aus Eritrea sowie Somalier, gefolgt von Afghanen und neuerdings wieder von Kosovaren. Gemeinsam ist diesen Gruppen, dass sie zumeist in ganzen Clans angereist und kaum integrierbar sind. Gemessen an früheren Generationen von Asylbewerbern ist die Kriminalitätsrate zwar gesunken – allerdings auch die Bereitschaft, etwas zu leisten oder auch nur eine Landessprache zu lernen. «Sogar zum Klauen sind sie zu faul», witzelt der Sozialarbeiter.

Der moderne Flüchtling begnügt sich vollauf mit dem Dasein eines Sozialrentners. Und das ist nach der Meinung des Insiders kein Zufall, sondern «die Folge einer Negativselektion». Der Sozialapparat liefert den Zuwanderern alles, was sie brauchen, Übersetzer inklusive. Die finanziellen Leistungen nach den Richtlinien der Skos bringen ihnen für ihre Begriffe geradezu astronomische Einkünfte. Das hat sich her-



Asylbewerber in Losone.

umgesprochen. Diese Migranten wissen genau, warum sie sich die Schweiz aussuchen. Entsprechend gross ist die Erwartungshaltung.

Unser Gewährsmann kennt die Lebensgeschichten seiner Klienten. Die wenigsten entsprechen dem Klischee des Flüchtlings, der mit letzter Not seine Haut gerettet hat und für jedes Stück Brot dankbar ist. Die meisten Syrer, die der Gemeinde zugeteilt wurden, lebten zuvor in der Türkei – wohl unter Entbehrungen, aber nicht bedroht an Leib und Leben. Die meisten von ihnen haben Angehörige in der Schweiz und anderswo in Europa, viele reisten unter dem Titel des Familiennachzugs ganz offiziell ins Land ein, mit dem Flugzeug, in einzelnen Fällen sogar mit einem Laissez-passer der Eidgenossenschaft. Das Blutvergießen in Syrien ist eine schreckliche Tatsache, die uns nicht gleichgültig sein kann. Millionen von Menschen wurden vertrieben, Hilfe vor Ort ist eine Selbstverständlichkeit. Doch die Aufnahme von Vertriebenen, die sich hier nicht integrieren lassen, trägt kaum etwas zur Linderung des Elends bei und schafft stattdessen neue soziale Probleme. Sie dient allein einer heuchlerischen Imagepflege – und dem Unterhalt eines Asylapparates, der längst in erster Linie der Erhaltung seiner selbst dient.

Mehr zum Thema: Seite 18, 20

Lieber unfair

Die bürgerliche Verkehrspolitik bleibt auf der Strecke.

Das Anliegen ist gerecht, ausgewogen und vernünftig. Die Volksinitiative «Für eine faire Verkehrsfinanzierung» will dem Verursacherprinzip etwas mehr Beachtung schenken. Die Einnahmen aus der Mineralölsteuer – rund 3 Milliarden Franken – sollen künftig dem Strassenverkehr zukommen. Heute ist das nur zur Hälfte der Fall, eineinhalb Milliarden Franken fliessen in die allgemeine Bundeskasse. Die Autofahrer werden geschröpft, das Geld wird zweckentfremdet.

Dass die Kosten von denjenigen bezahlt werden, die sie verursachen, ist ein Postulat, das Liberale ebenso vorbringen wie Linke. Eigentlich also eine klare Sache, würde man denken.

Doch in Bundesbern ticken die Uhren anders. Die zuständige Kommission des Nationalrats hat die Initiative regelrecht stranguliert. 31 Parlamentarier stimmten dagegen, nur vier waren dafür (bei acht Enthaltungen). Am Dienstag dieser Woche doppelte nun die Schwesterkommission des Ständerats nach. Das Resultat fiel noch deutlicher aus. Einzig die SVP-Vertreter sagten ja.

Wo bleiben die bürgerlichen Verkehrspolitiker ausserhalb der Volkspartei? Kein einziger Vertreter der FDP stimmte zu. Kein einziger Vertreter der CVP stimmte zu. Kein einziger Vertreter der BDP stimmte zu. Kein einziger Vertreter der GLP stimmte zu.

Orientierungslos wirkten die Freisinnigen. Sie beklagten sich zwar über eine verpasste Chance. Doch sie bezogen das lediglich auf den von ihnen eingebrachten Vorschlag, die «Milchkuh-Initiative» gemeinsam mit dem sogenannten Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrs-Fonds zu behandeln. Eine eher technische Frage, die wohl vor allem die Parlamentarier selber beschäftigen dürfte. Inhaltlich nahm die FDP einen Schleuderkurs. Sie bestreite zwar keineswegs die Notwendigkeit für eine nachhaltige Strassenfinanzierung, schrieb die Partei in einer Mitteilung. Trotzdem lehne sie die Initiative ab.

Noch merkwürdiger verhielt sich Fabio Regazzi. Obwohl der Tessiner CVP-Nationalrat im Initiativkomitee sitzt, enthielt er sich der Stimme. Wahrscheinlich, um CVP-Bundesrätin und Verkehrsministerin Doris Leuthard zu gefallen, die ebenfalls gegen die Initiative ist. Offensichtlich mögen es die Parlamentarier lieber unfair. Geht es nach ihnen, müssen die Automobilisten weiterhin jedes Jahr mit mindestens eineinhalb Milliarden Franken den wachsenden Bundeshaushalt alimentieren. (pg)

Personenkontrolle

Spiess, Spiess-Hegglin, Hürlimann, Tännler, Fehr, Affentranger, Lustenberger, Stahl, Leuthard, Bourgeois, Buttet, Lontzek, Kurz

Unter Zuger Politikern erzählt man sich, dass **Reto Spiess**, der Ehemann der alternativ-grünen Politikerin **Jolanda Spiess-Hegglin**, aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen ist. Dies als Folge des sogenannten Zuger Sexskandals. Es wäre ein weiteres Element in einer ganzen Reihe von Indizien, welche die von zahlreichen Medien kritiklos verbreitete Schilderung von Spiess-Hegglin in Frage stellen, die Kantonsrätin sei von ihrem Kollegen und politischen Gegner **Markus Hürlimann** (SVP) mit illegalen Substanzen betäubt und geschändet worden. Die bisherigen Ermittlungen haben das nicht bestätigt, vielmehr deutet alles auf einvernehmliches Handeln hin. Der Vorfall hat sich an der Feier zu Ehren des neuen Landammanns **Heinz Tännler** (SVP) ereignet. Dieser ist übrigens der Chef des Ehemanns von Jolanda Spiess-Hegglin. Reto Spiess arbeitet auf Tännlers Baudirektion. Auf Anfrage der *Weltwoche* widersprach Spiess der Darstellung nicht, dass er nun getrennt von seiner Frau lebe. Das Gespräch beendete er sofort. Jolanda Spiess-Hegglin antwortete nicht. (gut)

Die Zürcher SP-Nationalrätin und Regierungsratskandidatin **Jacqueline Fehr** wird in ihrer Wahlwerbung immer dreister. Vergangene Woche haben wir in diesen Spalten berichtet, dass sich Fehr in Inseraten als «Regierungsrätin (neu)» präsentiert, obwohl die Wahlen noch gar nicht stattgefunden haben. Nun geht die SP-Frau noch einen Schritt weiter. In einem offiziellen SP-Flyer bezeichnet sich Fehr schlicht als «Regierungsrätin». Was wohl die tatsächlich amtierenden Regierungsräte dazu meinen? Im Eishockey gäbe es für solches Verhalten eine Strafe. Man nennt es Wechselfehler, wenn zu viele Spieler auf dem Feld sind. (gut)

Damit nicht genug der Kuriositäten um die Regierungsratskandidatur der SP-Frau. Es springt sogleich ins Auge, dass **Anton Affentranger**, CEO des Baukonzerns Implenja, der unter anderem die Sulzer-Immobilien in Winterthur übernommen hat, für die Winterthurer Regierungsratskandidatin Jacqueline Fehr Werbung macht. Am Wahlslogan «Ich unterstütze Jacqueline Fehr, weil sie über den Tellerrand hinausdenkt und Lösungen schafft», bleibt der Blick lange hängen, weil man sich diesen Vorgang bildlich vorzustellen sucht. (gy)



Getrennt? Politikerin Spiess-Hegglin.

Ruedi Lustenberger (CVP) ist ein Innerschweizer Urgestein. Bei den Wahlen 1999 wählten ihn die Luzerner Stimmbürger in den Nationalrat. Sein Karriere-Highlight war das Nationalratspräsidium im Jahr 2014. Ende Jahr will der Luzerner von der politischen Bühne abtreten und jüngeren Kräften Platz machen. Für die verbleibenden Monate hat sich der Schreinermeister aber einen exklusiven Sitzplatz im Nationalratssaal ergattern können. Normalerweise treten Nationalratspräsidenten nach ihrem Amtsjahr ins Glied zurück. Seinen prominenten Platz vorne auf der Tribüne, wo Präsidenten, die zwei Vizepräsidenten, die anderen Büromitglieder und die Bundesräte thronen, diesen Platz hätte Lustenberger räumen müssen. Doch in der verflossenen Frühlingssession sass der Luzerner immer noch vorne, gleich hinter dem zweiten Vizepräsidenten des Nationalrates, **Jürg Stahl** (SVP), mit dem sich der CVP-Politiker nach eigenen Angaben glänzend verträgt. Dass die beiden weiterhin, wenn schon nicht nebeneinander, so doch wenigstens hintereinander sitzen dürfen, verdanken Stahl und Lustenberger einem glücklichen Zufall. Eine Rückkehr Lustenbergers in die Ränge seiner CVP-Fraktion wäre mit einer gröberen Sitzplatzrochade bei den Nationalräten und mit ein paar noch gröberen Protesten der betroffenen Ratsmitglieder verbunden gewesen. Widerstand zeichnete sich jedenfalls ab. Man kennt das spätestens seit dem Kindergarten, dass nämlich nicht jeder neben jedem sitzen will. Und so blieb Lustenberger dem Frieden zuliebe auf der Präsidententribüne sitzen und geniesst auf seinem Logenplatz die letzten Monate als Nationalrat, hinter seinem Freund Jürg Stahl. (hmo)

«Die Schweiz gehört nicht zu den acht grössten Geldgebern», sagte Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP), als der Nationalrat den Schweizer Beitrag zum milliardenschweren Global Environment Fund beriet – unmotiviert, weil gar niemand danach gefragt hatte. Ausser der *Weltwoche*, die sich im Vorfeld bei



Wechselfehler: Regierungsratskandidatin Fehr.



Über den Tellerrand hinaus: CEO Affentranger.

der Umweltministerin erkundigt hatte, weshalb die Schweiz den achtgrössten Beitrag bezahle. Es sei mit drei Prozenten des gesamten Budgets nur der zehntgrösste, beteuerte das Departement; allerdings finden sich in der Botschaft weiterhin nur sieben Staaten, die in Sonderziehungsrechten (SDR) mehr beisteuern. Und vor allem: Die Schweiz zahlt den drittgrössten Beitrag pro Kopf (10 SDR), nach Schweden (13) und Finnland (12), mehr als dreimal so viel wie Deutschland oder Frankreich und zehnmal so viel wie die USA. Nur die SVP-Fraktion sprach sich aber gegen den globalen Umweltschutz mit der Giesskanne aus. Die Sprecher der FDP und der CVP, **Jacques Bourgeois** und **Yannick Buttet**, beteten brav nach, was ihnen die Umweltbeamten vorgesagt (oder -geschrieben) hatten. (sär)

Die Aufgabe von Wissenschaftlern ist es, Wissenschaft zu betreiben. Was eigentlich eine Binsenwahrheit ist, gilt heute nicht mehr – wie sich diese Woche an einem Beispiel der Universität Zürich zeigt. Hier will **Thomas Lontzek**, Oberassistent für Betriebswirtschaftslehre, zusammen mit Kollegen aus Grossbritannien und den USA herausgefunden



Logenplatz: Nationalrat Lustenberger.



Giesskanne: Bundesrätin Leuthard.



Meeresgetier: Aussenminister Kurz.

den haben, dass Klimaschäden infolge des CO₂-Ausstosses systematisch unterschätzt werden. Die Gefahr sprunghafter Klimaänderungen sei grösser als bisher angenommen. Statt es bei diesen Erkenntnissen zu belassen, missionieren die Wissenschaftskollegen hemmungslos: Sie empfehlen, den Ausstoss von Kohlendioxid deutlich höher als bisher zu besteuern. Dabei argumentieren sie mit dem «Wohlergehen künftiger Generationen». Solche Worthülsen sind normalerweise Politikern vorbehalten. (are)

Teenager sind bekanntlich heikle Esser. Österreichs Aussenminister **Sebastian Kurz** ist zwar schon stolze 28 Jahre alt, sieht aber aus wie ein Maturand und hat offensichtlich auch noch nicht das für sein Amt notwendige Gourmet-Niveau erlangt. Eigentlich, so gestand «Prinz Gutgelaunt», wie ihn die Wiener Medien nennen, unlängst ein, esse er ja alles gern – «ausser Fisch und Meeresfrüchten». Das aber sei als «Aussenminister nicht immer ganz praktisch». Denn angesichts der zahlreichen Ess-Tabus – hier kein Schwein, dort kein Rind – ist Meeresgetier in der Diplomatie meist die sichere Wahl. (ky)

Nachruf



Jahrhundertzeuge: Hans Erni.

Hans Erni (1909–2015) — Die Zeitläufte machten ihn gross, und sie haben ihn vernichtet. Der Luzerner Bildhauer und Maler Hans Erni war wohl nie Mitglied einer Partei, doch er scheiterte an den politischen Umständen, an seinem Marxismus als Form des sozialen Denkens. Das kostete ihm nicht den Kopf, aber seine Karriere. Ein Staatskünstler, der für die Landi 1939 den grössten Staatsauftrag erhält, der je vergeben worden war, wird im Kalten Krieg zum Staatsfeind erklärt.

Hans Erni war der Jahrhundertzeuge unter Generalverdacht. Er war es in moralischer Hinsicht. Und er war es später auch in künstlerischer. Denn als das Tauwetter anbrach und man auch hierzulande die modernisierende Kraft seines Stils erkannte, war er zu keiner Innovation mehr fähig. Dabei hatte er in Paris die Avantgarde vorangetrieben mit Picasso, mit Braque. Erni malte an der Naht von Surrealismus und Abstraktion. Doch mit seiner Verstossung in der Heimat und in der Not, weiterarbeiten zu müssen, gefielen sich seine Motive immer mehr in unverdächtiger Metaphorik. Prometheusche Schöpferfiguren, Fackelträger einer geistigen Evolution. Hans Erni hielt auf diese Weise am Glauben an ein diesseitiges Paradies fest.

Der Maler hat für die *Weltwoche* das Titelbild des Sommerhefts des Jahres 2012 entworfen. Er war der Vision zugetan und der Tradition verpflichtet. Die Unbeirraren sterben nicht aus. Aber auch sie sterben. Hans Erni ist kurz nach seinem 106. Geburtstag in Luzern friedlich entschlafen.

Daniele Muscionico



Recht und Ordnung: Lee Kuan Yew.

Lee Kuan Yew (1923–2015) — Er hat Singapur erfunden: Lee Kuan Yew hat aus dem einstigen Gangsterhort und verarmten Hafen eine der wohlhabendsten Weltstädte gemacht. Dort, wo einst Slums und Elend dominierten, lockt jetzt eine grosse Bühne globale Investoren, internationale Finanzhäuser und erstrangige Forschungsinstitute. Damit hat der Gründervater des Erfolgsmodells, der die Politik des Stadtstaates während eines halben Jahrhunderts prägte, eine der aufsehenerregendsten Erfolgsgeschichten der neuen Wirtschaftsgeschichte geschrieben, die für Länder der Dritten Welt Modellcharakter hat.

Zwar musste sich der in England ausgebildete Jurist immer wieder den Vorwurf gefallen lassen, er nehme weder Demokratie noch Pressefreiheit genügend ernst. Doch Lee Kuan Yew war von der Vorstellung durchdrungen, dass die Elite besser als das gemeine Volk wisse, was gut und richtig sei. Paternalistisch regierte er Singapur wie eine private Firma, achtete aber darauf, dass die Bürger-Aktionäre eine anständige Dividende erhielten. So leben in der ehemaligen britischen Kolonie heute mehr als achtzig Prozent der Bürger in staatlich vergünstigten Wohnungen. Strenge Gesetze haben aus Singapur einen der wenigen Staaten in der Region gemacht, wo Recht und Ordnung gelten. Ungewöhnlich für Südostasien ist auch die effiziente und korruptionsfreie Verwaltung, die Lee Kuan Yew aufgebaut hat. Regierungschef Hsien Loong will das Vermächtnis seines Vaters weiterführen. Singapur, sagte er nach dem Tod von Lee Kuan Yew, solle auch in Zukunft «aussergewöhnlich und erfolgreich» sein.

Pierre Heumann

3000 Syrer für die Galerie

Von Hubert Mooser — Die SP-Bundesrätin holt Tausende Syrer ins Land und bläht den Asylapparat künstlich auf. Die auf Aussenwirkung bedachte Aktion wird enorme Probleme und Kosten verursachen. Die Schweiz importiert künftige Sozialfälle. Das weiss sogar der Bundesrat.



«Und das nur, damit sie selber gut dasteht»: Sommaruga in einem Flüchtlingscamp in Tunesien, 2012.

Einmal nicht die Musterschülerin hervorkehren fällt Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) offenbar schwer: Das zeigte sich wieder beim Treffen der EU-Justiz- und -Innenminister am 12./13. März in Brüssel. Die Schweiz beteiligt sich unter dem Titel Schengen/Dublin seit Dezember 2008 an der Zusammenarbeit der europäischen Staaten in den Bereichen Justiz, Polizei, Asyl und Visa. Deshalb darf Sommaruga beim Treffen dabei sein. Ganz oben auf der Agenda standen diesmal die Themen Migration und Asyl. Die EU-Staaten planen die Aufnahme von 5000 Flüchtlingen aus Syrien, einigen konnten sie sich aber noch nicht. Stolz konnte dagegen die übereifrige Sommaruga verkünden, der Schweizer Bundesrat habe schon am 6. März beschlossen, innerhalb von drei Jahren weiteren 3000 besonders verletzlichen Kriegsflüchtlingen aus Syrien Asyl zu gewähren.

Hier die 25 Schengen-Staaten, die sich über die Aufnahme von 5000 Flüchtlingen streiten, da die kleine Schweiz, die in vorauseilendem Gehorsam 3000 Syrer bei sich aufnimmt. Dieses Missverhältnis und das Vorpreschen Sommarugas kamen bei den anderen Bundesräten nicht gut an. Vorbehaltslose Unterstützung fand sie nur bei Aussenminister Didier Burkhalter (FDP), der den Syrien-Antrag mitunterzeichnet hat und seine persönliche internationale Agenda verfolgt. Burkhalters Entourage geht seit Tagen bei Medienleuten mit der Geschichte hausieren, der Neuenburger sei als Nachfolger von Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon im Gespräch.

Entscheid unter Druck

Sommaruga will der EU, Burkhalter der Uno gefallen, am 6. März musste dafür auf Biegen oder Brechen ein Entscheid zur Aufnahme syri-

scher Flüchtlinge herbeigeführt werden. Zwei Wochen danach sprechen Bundesräte im kleinen Kreis von Druck und Zwängerei, weil der Doppelantrag Sommaruga/Burkhalter vorher schon in der NZZ ausgebreitet worden ist. Mehr noch: Einzelne Departemente hätten Anfragen von Journalisten erhalten, noch bevor die vertraulichen Unterlagen zu Syrien bei ihnen eingetroffen seien, monieren Bundesräte.

Und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) sprach das aus, was andere dachten: So könne man nicht mehr frei entscheiden. Man solle aber doch wenigstens nicht den Eindruck erwecken, die Schweiz habe die Türen für Flüchtlinge weit aufgesperrt. «Das EJPD gibt keine vertraulichen Informationen weiter», sagt Sommarugas Sprecherin, Agnès Schenker. Es sei unhaltbar, dass durch Indiskretionen Informationen vor einem Bundesratsentscheid an die Öffentlichkeit gelangen.

Der eigentliche Skandal ist jedoch ein anderer: Aus den schriftlichen Ausführungen Sommarugas geht der wahre Grund für die humanitäre Aktion mit den 3000 Syrern hervor. Die Asylzahlen steigen nicht ganz so dramatisch an, wie dies die Justizministerin noch im Dezember im Bundesrat darstellte. Sommaruga ging für 2015 von 29 000 bis 31 000 Asylgesuchen aus. Und der Bundesrat stockte vorsorglich das grosszügige Asylbudget noch einmal kräftig auf. Gut drei Monate später erklärte nun die gleiche Sommaruga im Bundesrat, aufgrund der im Januar (1424) und im Februar (1560) eingegangenen Asylgesuche präsentiere sich die Situation besser als erwartet. Deshalb könne man problemlos ein paar zusätzliche syrische Flüchtlinge aufnehmen. Mit anderen Worten: Anstatt die Budgets den neuen Asylrealitäten anzupassen, bläht die Justizministerin die Asylstrukturen künstlich auf. «Und das nur, damit sie selber gut dasteht», sagt Aussenpolitiker und Nationalrat Gerhard Pfister (CVP).

Schon mehr als 7000

Auch ohne Indiskretion und Winkelzüge wäre die Diskussion über die Aufnahme syrischer Flüchtlinge schwer genug gewesen. Eine Woche vor der Bundesratssitzung hatte sich in der Sporthalle der Freiburger Gemeinde Giffers wegen des geplanten Bundesasylzentrums für 300 Asylsuchende ein Gewitter der Entrüstung entladen. Der Bund plant in sechs Regionen über ein Dutzend solcher neuen Zentren. In diesen sollen die Verfahren schneller abgewickelt werden. Bisher wurde nur Giffers als möglicher Standort vom Bundesamt für Migration bestätigt. Bundesbern tut sich schwer bei der Suche, obwohl man dafür eigens den umstrittenen früheren Chef des Inlandgeheimdienstes, Urs von Däniken, holte. Parlamentarier finden inzwischen: Von Däniken koste die Eidgenossenschaft viel, bringe aber im Gegenzug wenig.

Sommaruga wiederum kämpft, wie es ihre Art ist: Monat für Monat meldete ihr Amt die steigenden Asylzahlen, und die Justizministerin tut so, als wäre das kein Problem. Wenn es ihr politisch nützt, gibt sie wieder Entwarnung. Fakt ist, dass unter der SP-Bundesrätin die Asylzahlen Höchstmarken erreichen wie zum Beispiel im Juli 2014. Seit 1999 seien noch nie so viele Gesuche eingegangen, meldete das Staatssekretariat für Migration. Ausbaden müssen Sommarugas Asylpolitik die Kantone. Sie sind ständig auf der Suche nach Wohnraum und Unterkünften für die ihnen zugewiesenen Asylsuchenden, wie die Freiburger Sozialdirektorin Anne-Claude Demierre (SP) gegenüber den *Freiburger Nachrichten* klagte. «Wir finden keine Unterkünfte für die Leute», sagt der Walliser Polizeidirektor Oskar Freysinger (SVP) und kritisiert: Die Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren (KKJPD) segne einfach alles ab, was Sommaruga ihr vorlege. Niemand wolle halt der Böse sein.

Der syrische Bürgerkrieg hat über 200 000 Tote gefordert, 15 Millionen Syrer sind auf der Flucht, die Uno agiert hilflos. Als 2013 Bilder vom Flüchtlingselend die Schweizer Seelen aufwühlten, beschloss der Bundesrat, innert dreier Jahre via Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR ein Kontingent von 500 besonders verletzlichen Syrien-Flüchtlingen aufzunehmen. Der Öffentlichkeit verkaufte Sommaruga die Hilfe als Pilotprojekt. Dieses Programm ist noch nicht einmal zur Hälfte abgespult, und jetzt sollen noch einmal 3000 Personen aus Syrien dazukommen. Dabei haben seit Ausbruch des Krieges in Syrien nebst den vom Bundesrat 2013 und 2015 beschlossenen Flüchtlingskontingenten über 7000 Syrer auf dem regulären Weg in der Schweiz Asyl erhalten. Das bedeutet, dass sie in die Schweiz einreisen durften, ein Asylgesuch deponierten und Aufnahme fanden.

Vor diesem Hintergrund zeichnete sich schon früh ab, dass die Bundesratssitzung vom 6. März für Sommaruga und Burkhalter kein Spaziergang werden würde. Wie erwartet,

«Sommaruga zeichnet schöne Konzepte, aber in der Praxis funktionieren diese nicht.»

ging Bundesrat Ueli Maurer (SVP) auf Konfrontationskurs. Maurer verfasste einen Mitbericht, in dem er eine Reihe von Fragen aufwarf. Ob das Vorgehen abgestimmt sei mit den anderen europäischen Staaten? Ob es nicht gescheiter sei, den Leuten vor Ort zu helfen? Denn mit dem Geld, das die Versorgung der Syrer in der Schweiz kostet, könne man in den Flüchtlingslagern erheblich mehr erreichen. Maurer wollte auch wissen, ob die Kantone Unterkünfte dafür bereitstellen würden und ob sie überhaupt informiert worden seien.

Sommarugas Antworten: Nein, die Aktion sei nicht eingebettet in die Syrien-Politik der europäischen Staaten. Ja, die Hilfe vor Ort sei prioritär, die Aufnahme zusätzlicher Flüchtlinge müsse man jedoch als Unterstützung dieser Hilfe vor Ort begreifen. Und ja, die Kantone seien informiert und einverstanden.

Tatsächlich? So eindeutig ist das aber nicht mit den Kantonen. Am 29. Januar informierte Sommarugas Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, die involvierten kantonalen Sozial- und Polizeidirektorenkonferenzen. Die Kantone meldeten dabei prompt Bedenken an in Sachen Unterbringung der Syrer. Justizdirektoren-Präsident Hans-Jürg Käser (FDP) gibt sich zwar zuversichtlich: Gestützt auf die Erfahrungen mit dem Pilotprojekt des Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) aus dem Jahr 2013 gehe er davon aus, dass in diesem Jahr «wohl nur 600 bis 700 kommen» würden. Diese Zahl könnten die Kantone stemmen. Der Rest wird in den kommenden Jahren einreisen. Aber man muss auch wissen:

Der Berner Polizeidirektor steht nicht gerade im Ruf, Sommaruga beim Asylossier auf die Füsse zu treten. Er begleitete die SP-Bundesrätin auch schon zu Ministertreffen nach Brüssel. Bei anderen Vertretern der KKJPD spürt man mehr Skepsis: Man habe die Erklärungen von Staatssekretär Gattiker zur Kenntnis genommen, mehr nicht. Dies könne man jedoch nicht als Einverständnis betrachten.

Eines steht heute schon fest: Die Aktion könnte für die Kantone happige Folgekosten mit sich bringen, wie dies auch Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in ihrem Mitbericht durchblicken liess. Sie machte geltend, dass es sich bei den syrischen Flüchtlingen um traumatisierte Menschen handle. Diese müssten aufgrund der bisherigen Erfahrungen sehr lange betreut werden. Und sie könnten wahrscheinlich nie durch Arbeit für sich selber aufkommen. Widmer-Schlumpf verwies dabei auch auf die zwei uigurischen Guantánamo-Häftlinge, denen die Schweiz 2010 Asyl gewährte.

Stellt der Bund die finanzielle Unterstützung wie üblich nach fünf Jahren ein, müssen die Kantone die Kosten für Unterhalt und Betreuung bezahlen. Doris Leuthard (CVP) wollte deshalb fürs Erste statt der geplanten 3000 nur 1000 schutzbedürftige syrische Flüchtlinge ins Land holen. Sie bekam dafür die Unterstützung von Schneider-Ammann, musste sich jedoch von Burkhalter vorwerfen lassen, dies sei eine Rappenspalter-Mentalität. Eine Rappenspalter-Mentalität? Weiss es Burkhalter nicht besser, oder tut er nur so: Der Asylapparat kostet die Steuerzahler inzwischen pro Jahr weit über eine Milliarde Franken. Das ist alles andere als ein Klecks, dieses Geld fehlt für andere Aufgaben.

Übereilt und letztlich unsinnig

Widerwillig segnete das Siebnergremium trotzdem die Aufnahme von weiteren 3000 Syrern ab. Konkret soll das so ablaufen: 2015 will man maximal 1000 Personen aufnehmen. Laut Käser werden 2015 aber nicht so viele einreisen. Im Herbst soll der Bundesrat dann die Situation im Syrien-Konflikt erneut analysieren und beurteilen. Spätestens in drei Jahren sollen alle hier sein. Die Flüchtlinge werden vor Ort vom Uno-Hilfswerk UNHCR ausgelesen. «Bundesrätin Sommaruga zeichnet schöne Konzepte, aber in der Praxis funktionieren diese nicht», sagt der Bündner Nationalrat Heinz Brand (SVP). Stattdessen werden sie die Kantone auf Jahre hinaus finanziell belasten.

Sommarugas auf positive Aussenwirkung bedachte, aber übereilt und letztlich unsinnige Flüchtlingspolitik wird zu enormen Problemen und Kosten führen. Statt wirksam und effizient vor Ort zu helfen, importiert die Schweiz freiwillig ein Heer von zukünftigen Sozialfällen. Da hat Finanzministerin Widmer-Schlumpf für einmal recht. ○



Bürokratisch, teuer, ungerecht: Empfang für syrische Flüchtlinge in Europa, hier im deutschen Kassel.

Syrien

Einsam unter Gleichgültigen

Von Kurt Pelda — Die Uno möchte mehr als 100 000 syrische Flüchtlinge permanent umsiedeln. Während sich die offizielle Schweiz äusserst aufnahmewillig zeigt, verweigern reiche arabische Golfstaaten ihre Solidarität genauso wie zum Beispiel Russland, China oder Japan.

«Wie kriege ich denn Asyl in der Schweiz?», fragt Dalil, ein junger Kurde aus Syrien. Der Mann, Mitte zwanzig, gebildet, spricht perfekt Englisch und schlägt sich als Journalist in der nordirakischen Stadt Dohuk durchs Leben. Dalil hat zwei Probleme: Weil er sich in Blogbeiträgen im Internet bei der kurdischen Arbeiterpartei PKK unbeliebt gemacht hat, kann er nicht mehr in die kurdischen Siedlungsgebiete seiner syrischen Heimat zurück. Dalil vermisst seine Eltern, die noch dort leben. Und er hätte gerne eine Freundin, am liebsten eine aus dem Westen. «Bei uns Kurden läuft alles traditionell, du kannst nicht einfach Sex mit einer Frau haben wie bei euch in Europa», erklärt er und fragt: «Kannst du mir helfen, in die Schweiz zu kommen?»

Dalil gehört nicht zu den besonders «verwundbaren» respektive «schutzbedürftigen» Flüchtlingen, wie es im Jargon der humanitären Profi-Helfer heisst. Es gibt deshalb keine Chance für ihn, im Umsiedlungsprogramm des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR) unterzukommen und Asyl in Europa, Amerika oder Ozeanien zu erhalten. Dalil bleiben deshalb nur die Schlepper und Menschenhändler, und dafür spart er nun sein Geld zusammen. Es ist der gefährliche Weg

übers Mittelmeer oder über die immer besser verbarrikadierte EU-Aussengrenze in Bulgarien. Allein 2014 sind rund 67 000 syrische Bootsflüchtlinge in Italien und in Griechenland gelandet. Der grösste Teil, knapp 40 000, fand am Schluss in Deutschland Zuflucht. Schätzungsweise 3000 Migranten der verschiedensten Nationalitäten kamen 2014 bei der Überfahrt auf dem Mittelmeer um.

Taube Ohren

Von den rund elf Millionen syrischen Vertriebenen leben inzwischen etwa vier Millionen im Ausland, vor allem im Libanon, in Jordanien und in der Türkei, aber auch im Irak und in Ägypten. Davon werden knapp 40 000 Flüchtlinge als besonders schutzbedürftig eingestuft. Sie sollten nach dem Willen der Uno permanent in sichere Aufnahmeländer umgesiedelt werden.

Das Uno-Flüchtlingshilfswerk hat für die Jahre 2013 und 2014 insgesamt 30 000 Plätze für Syrer in potenziellen Empfängerstaaten gesucht. Für 2015 und 2016 sieht der Plan die Aufnahme weiterer 100 000 Menschen aus dem Bürgerkriegsland vor. Bis heute haben 28 Staaten versprochen, insgesamt rund 85 000 Flüchtlinge aus Syrien aufzunehmen. Spitzenreiterin

ist dabei die Schweiz, wenn man die von Bern versprochene Zahl der umzusiedelnden Syrer ins Verhältnis zur Gesamtbevölkerung stellt. Neben einem 2013 gestarteten Pilotprogramm für 500 Syrer will der Bundesrat in den kommenden Jahren weitere 3000 Flüchtlinge aus Syrien übernehmen – in Zusammenarbeit mit dem UNHCR. Ausserdem hat die Schweiz 2013 4700 erleichterte Visa für Syrer ausgestellt. Im Rahmen des Umsiedlungsprogramms und der Familienzusammenführung wird Bern laut einer Statistik des UNHCR am Schluss also 8200 Syrer unterbringen. Das sind 1,02 Promille der Gesamtbevölkerung, ein einsamer Spitzenplatz innerhalb Europas.

Insgesamt hat die Schweiz seit Beginn der syrischen Krise im März 2011 mehr als 8100 Asylgesuche von Syrern entgegengenommen. Weil niemand nach Syrien zurückgeschickt wird, kann man davon ausgehen, dass all diese Syrer zumindest vorläufig aufgenommen worden sind. Genauere und aktuelle Zahlen waren beim zuständigen Staatssekretariat für Migration trotz schriftlicher Anfrage und mehrerer Anrufe nicht zu erhalten.

Weit abgeschlagen hinter der Schweiz liegt das kleine Liechtenstein mit einer Umsiedlungsquote von knapp 0,7 Promille. Deutschland und

Schweden, die europaweit in absoluten Zahlen am meisten Syrer aufgenommen haben, kommen dagegen auf viel geringere Umsiedlungsquoten. Die Schweiz zeigt sich also solidarisch, während der Hilferuf des Uno-Flüchtlingshilfswerks weitherum auf taube Ohren stösst.

Russland, China oder Japan beteiligen sich zum Beispiel gar nicht daran, genauso wenig wie die reichen arabischen Golfstaaten. Saudi-Arabien, Kuwait, Katar und die Vereinigten Arabischen Emirate helfen den syrischen Flüchtlingen in der Region zwar mit grossen Geldbeträgen, doch verspüren sie wenig Lust, die Syrer bei sich zu empfangen. Offenbar wollen sie sich keine Revolution ins Land holen, obwohl sie den Flüchtlingen mit ihrer Kultur, Sprache und Religion – ganz anders als die Schweiz – ein ideales Umfeld böten. Der Beitrag der Erdölscheichs zum Uno-Umsiedlungsprogramm ist also gleich null (siehe Spalte, rechts).

Nicht viel besser sieht es in Osteuropa aus: Polen will gerade einmal 100 Syrer umsiedeln, Tschechien 70 und Ungarn sowie Weissrussland 30 beziehungsweise 20. Wenig von Solidarität ist auch in Südeuropa zu spüren: Griechenland macht bei dem Programm gar nicht mit, Italien bietet 450 Plätze an und Spanien sowie Portugal gerade einmal 130 beziehungsweise 93.

Skandal der humanitären Schweiz

Umsiedlungsaktionen sind bürokratisch, teuer und ungerecht. Uno-Beamte treffen auch für die Schweiz eine Vorauswahl unter den Millionen von Flüchtlingen. Kriterien sind schwammige Begriffe wie «Schutzbedürftigkeit». Darunter fallen für die Profi-Helfer unter anderen alleinerziehende Mütter, Folteropfer, betagte Flüchtlinge, Behinderte sowie Homo- und Transsexuelle. Für die geplante Umsiedlung der 3000 Syrer sieht der Bundesrat jährliche Mittel von 42 Millionen Franken vor. Ob das reichen wird, kann man bezweifeln. Zum Vergleich: Für das laufende Jahr budgetiert Bern gerade einmal 50 Millionen Franken für die gesamte Syrien-Krise, von denen ein grosser Teil den Flüchtlingen in Syriens Nachbarländern zugutekommen wird.

Geld ist lebenswichtig für die Versorgung der vertriebenen Syrer im Nahen Osten und in Nordafrika. Trotzdem zeigt die Statistik über die Finanzierung der internationalen Flüchtlingshilfe ein beschämendes Bild. Insgesamt benötigt die Gesamtheit aller Hilfswerke nach Angaben der Uno mehr als 4,5 Milliarden Dollar, um die geflüchteten Syrer im laufenden Jahr mit dem Nötigsten zu versorgen. Davon sind bisher nicht einmal 300 Millionen Dollar sichergestellt, also weniger als 7 Prozent des Gesamtbedarfs. Die 50 Millionen Franken aus der Schweiz decken damit bloss 1,1 Prozent dessen, was für die humanitäre Hilfe zugunsten der syrischen Flüchtlinge notwendig wäre. Das ist ein erbärmlicher Beitrag für ein reiches Land wie die Schweiz.

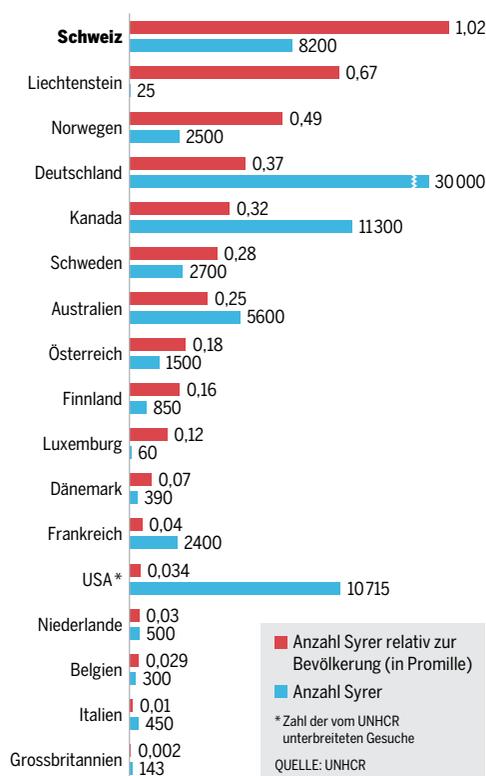
Wie teuer es ist, Flüchtlinge bei uns aufzunehmen, zeigen die Zahlen der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Leider stammen die jüngsten veröffentlichten Daten von 2013. Allein die Hilfe für Asylsuchende in der Schweiz betrug damals 417 Millionen Franken – also mehr als das Achtfache dessen, was der Bundesrat dieses Jahr für die gesamte Syrien-Krise auszugeben bereit ist.

Dringend notwendig wäre es deshalb, dass die rund 3 Milliarden Franken, welche die Schweiz jedes Jahr für Hilfe aufwendet, besser auf die Krisenbedürfnisse zugeschnitten werden. Es kann nicht sein, dass wir mit 50 Millionen Franken gerade einmal einen Sechzigstel unserer öffentlichen Hilfe für die grösste humanitäre Katastrophe der letzten Jahrzehnte ausgeben. Nur 386 Millionen Franken flossen 2013 in die gesamte humanitäre Hilfe, wozu auch die Flüchtlingshilfe gehört. Fast 1,5 Milliarden Franken steckte die Deza dagegen in Entwicklungshilfe, deren Wirkung kaum messbar ist und vor allem Partikularinteressen dient.

Dieses Missverhältnis ist der wahre Skandal der humanitären Schweiz, ein Skandal, der mit der publizitätswirksamen Aufnahme von 3000 zusätzlichen Syrern kaschiert werden soll. Bern – und vor allem die Deza – sollten die Entwicklungshilfe zugunsten der humanitären Hilfe umpolen. Dann wäre es ein Einfaches, den Syrern in der Region selbst zu helfen, statt sie mit teuren, langsamen und ineffizienten Aktionen in die Schweiz zu bringen. ○

Zusagen im Rahmen des Umsiedlungsprogramms des UNHCR

Aufzunehmende syrische Flüchtlinge pro Land



Die Schweiz steht mit Abstand an erster Position.

Flüchtlinge

Geiz für Brüder

Die reichen Nachbarn könnten helfen – wenn sie wollten. Von Pierre Heumann

Während ein Ende der syrischen Flüchtlingstragödie nicht in Sicht ist, lässt die Hilfsbereitschaft der Nachbarn im Libanon oder in Jordanien nach. Ihre Flüchtlingspolitik besteht jetzt darin, den geflohenen Syrern die Zukunft auch im Asyl zu verbauen. In Jordanien dürfen sie nicht arbeiten. Deshalb müssen sich viele Kinder auf dem Schwarzmarkt verdingen, damit die Eltern und die Geschwister wirtschaftlich überleben. Ähnlich ist es im Libanon. Dort müssen syrische Flüchtlinge neuerdings schwören, keinen Job anzunehmen, sobald sie sich bei den Behörden registrieren. Jordanien und der Libanon sind keine Ausnahmen.

Dass sich Länder wie Jordanien oder der Libanon vor den Folgen des syrischen Flüchtlingsstroms schützen wollen, ist verständlich. Sie wären wirtschaftlich und demografisch überfordert, alle bei sich aufzunehmen, die dem Bürgerkrieg entkommen wollen. Allein im Libanon ist bereits jetzt jeder vierte Bewohner ein syrischer Flüchtling. Die jüngst beschlossene Einführung der Visapflicht für syrische Bürger ist deshalb nachvollziehbar, ebenso der Versuch Jordaniens, möglichst wenig neue Flüchtlinge bei sich aufzunehmen.

Andere in der Region könnten es sich sehr wohl leisten, den bedrohten Brüdern aus Syrien beizustehen. Das ölreiche Katar oder das glitzernde Dubai begnügen sich stattdessen mit der Überweisung von Almosen. Würden die Scheichs den syrischen Brüdern nur einen Bruchteil ihrer Staatsfonds zukommen lassen – das Geld wäre längst zusammen, das die Uno-Flüchtlingshilfe an einer Geberkonferenz nächste Woche in Kuwait verteilen will. Doch nichts da: Der neue König in Riad hat zwar 32 Milliarden Dollar im Volk verteilen lassen, um seine Position zu sichern. Die syrischen Flüchtlinge erhalten von ihm aber weniger als drei Millionen Dollar. Der saudische Geiz ist keine Ausnahme. Die Vereinigten Arabischen Emirate, die sich gerne mit ihren teuren Megaprojekten brüsten, wollen den Syrern bloss 2,2 Millionen Dollar spenden. Auch Katar, einer der wohlhabendsten Staaten der Welt, ist knauserig. Der Emir überwies im letzten Jahr nur 26 Millionen Dollar. Ein Klacks im Vergleich zu den umgerechnet 3,5 Milliarden Franken, die er für eine Londoner Immobilie bezahlt hat.

Action pur

Von Henryk M. Broder — Am «kleinen Parteitag» der CSU in Bamberg.



Falls Sie, liebe Leserinnen und liebe Leser, keine Gelegenheit hatten, den «kleinen Parteitag» der CSU, der bayerischen Schwester der CDU, in Bamberg zu besuchen, dann haben Sie etwas verpasst, worüber Sie noch Ihren Enkeln hätten erzählen können. Es war nicht nur die übliche Gaudi, bei der Ströme von Bier geflossen sind und Bayern zum heilen Mittelpunkt einer aus den Fugen geratenen Welt erklärt wurde, es war einfach grosses Kino, Action pur, Unterhaltung vom Feinsten. Mir hatten es vor allem die temperamentvollen Auftritte zweier Politiker, oder wie man in Bayern sagt: Mannsbilder, angetan. Alexander Dobrindt und Markus Söder.

Dobrindt ist Verkehrsminister in der schwarz-roten Koalition unter Angela Merkel. Er ist vor allem damit beschäftigt, eine Strassenmaut für Ausländer einzuführen, die aber auch von Inländern erhoben wird, die sie später auf dem Umweg über die Kraftfahrzeugsteuer erstattet bekommen. Die Quadratur des Kreises ist dagegen ein Kunststück für eine Nachmittagsvorstellung im Seniorenheim. Den Zweck der Maut fasste Dobrindt so zusammen: «Wir haben dreissig Jahre lang bei diesem Thema PKW-Maut diskutiert, und jetzt ist es Zeit, dass sie entschlossen kommt und dafür sorgt, dass es endlich Gerechtigkeit auf deutschen Strassen gibt!» Es geht also nicht um Geld, es geht um Gerechtigkeit. Was natürlich weitere Fragen aufwirft. Ist es gerecht, dass die einen mit einem Porsche Panamera über die Autobahn flitzen und die anderen in einem Opel Corsa das Nachsehen haben?

Nicht weniger gehaltvoll war die Rede von Markus Söder, dem bayerischen Finanzminister. Er sagte: «Die Deutschen helfen gern. Aber wenn man sie ständig auf die Anklagebank setzt und beleidigt, lässt auch dies einmal nach. Wir sind gutmütig, aber nicht naiv, liebe Freunde. So geht es nicht!» Was Söder meinte, war die deutsche «Hilfe» für Griechenland, genauer: die deutsche Hilfe für deutsche Banken, die sich mit ihren Krediten für Griechenland verhoeben hatten. So kommt der Begriff «Hilfe» auf seinen ursprünglichen Sinngehalt zurück: «Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.» Ich jedenfalls freue mich schon auf den nächsten kleinen Parteitag der CSU. Horst Seehofer wird über das Thema «Meine Ehre heisst Treue» sprechen.

Nicht weniger gehaltvoll war die Rede von Markus Söder, dem bayerischen Finanzminister. Er sagte: «Die Deutschen helfen gern. Aber wenn man sie ständig auf die Anklagebank setzt und beleidigt, lässt auch dies einmal nach. Wir sind gutmütig, aber nicht naiv, liebe Freunde. So geht es nicht!» Was Söder meinte, war die deutsche «Hilfe» für Griechenland, genauer: die deutsche Hilfe für deutsche Banken, die sich mit ihren Krediten für Griechenland verhoeben hatten. So kommt der Begriff «Hilfe» auf seinen ursprünglichen Sinngehalt zurück: «Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.» Ich jedenfalls freue mich schon auf den nächsten kleinen Parteitag der CSU. Horst Seehofer wird über das Thema «Meine Ehre heisst Treue» sprechen.

Erklären Sie bitte, Herr Jordan

Von Kurt Schiltknecht — Rechtfertigt ein niedrigerer Wechselkurs die hohen sozialen Kosten von Negativzinsen? Die Nationalbank schuldet der Öffentlichkeit eine Antwort auf diese Frage.

Seit der Gründung der Schweizerischen Nationalbank liegt die durchschnittliche Inflationsrate bei rund zwei Prozent. Dieses hervorragende Ergebnis sucht seinesgleichen. Es ist einer der Gründe, weshalb Ausländer so gerne in Schweizer Franken anlegen. Die Inflationsrate sagt nicht alles aus. Auch in der Schweiz gab es Perioden, in denen die Geldpolitik schlecht oder umstritten war. Dann kamen Diskussionen über die Unabhängigkeit, die Zielsetzung und Organisationsstruktur der Nationalbank auf. Die Anhänger einer Goldwährung wollten einem weismachen, dass die Anbindung an den Goldpreis das Ei des Kolumbus sei. Die Monetaristen wiederum wollten die Probleme mit der Festsetzung einer konstanten Wachstumsrate der Geldmenge in den Griff bekommen. Andere wollten die geldpolitischen Probleme mit fixen Wechselkursen oder dem Beitritt zu einer Währungsunion lösen.

Was immer auch versucht wurde, eine für jedes Land und für jeden Zeitpunkt perfekte Lösung gab es nicht. Es lässt sich nur feststellen, dass die vom Staat weitgehend unabhängigen Notenbanken eine bessere Geldpolitik verfolgten als die unter der Kuratel der Politik stehenden. Deshalb sollten die zurzeit grassierenden Forderungen nach einem stärkeren Einfluss von Regierung und Parlament auf die Geldpolitik möglichst schnell ad acta gelegt werden. Hingegen muss man von den Notenbanken eine ausführliche Begründung ihrer geldpolitischen Entscheidungen verlangen.

Gefahr eines Währungskriegs

Die Wirtschaftskrisen und die Veränderungen auf den Finanzmärkten haben es mit sich gebracht, dass die geldpolitischen Strategien häufiger geändert werden. Insbesondere die Notenbanken kleiner Länder müssen auf die unberechenbare Geldpolitik der grossen Länder reagieren. Das ist kein Plädoyer für eine aktivistische Geldpolitik, für den Versuch, mit geldpolitischen Mitteln die hängigen Wirtschaftsprobleme zu lösen. Eine Notenbank leistet dann den grössten Beitrag für ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum, wenn sie für Preisstabilität sorgt und der Wirtschaft die Gewissheit gibt, dass sie an dieser Politik festhalten wird. Der Medienrummel um die Äusserungen der Notenbankchefs ist ein schlagender Beweis dafür, wie wenig es den

führenden Notenbanken gelungen ist, den Märkten diese Gewissheit zu vermitteln. Weder die amerikanische noch die europäische Notenbank haben erklärt, welche langfristigen Folgen das Fluten der Märkte mit Geld hat und auf welche Art und mit welchen Folgen sie die Unmengen von Staatspapieren wieder aus ihren Bilanzen herausbringen können. Solange solche Fragen unbeantwortet im Raum stehen, werden die Finanzmärkte nicht zur Ruhe kommen.

Einige Notenbanken, unter ihnen auch die Schweizerische Nationalbank, sind der Öffentlichkeit auch noch die Antwort schuldig, weshalb die negativen Auswirkungen der Negativzinsen auf die Volkswirtschaft geringer sein sollen als die Vorteile eines etwas schwächeren Wechselkurses. Die Überbetonung des Wechselkurses in der Geldpolitik ist in der globalisierten Welt verbreitet. So versucht zurzeit die europäische Notenbank mit ihrer aggressiven

Geldmengenausweitung den Wechselkurs des Euro zu senken und die Wettbewerbsfähigkeit der Euro-Länder zu verbessern. Die anderen Notenbanken werden auf die Dauer eine solche Politik nicht tatenlos hinnehmen. Es droht die Gefahr eines für alle Länder schädlichen Währungskriegs.

Man muss sich fragen, weshalb eine Notenbank die für eine lang-

fristig gute Wirtschaftsentwicklung richtigen Wechselkurse kennen soll. Letztlich hängt die Wettbewerbsfähigkeit eines Landes nicht allein vom Wechselkurs ab. Solange in einem Land marktwirtschaftliche Verhältnisse herrschen, stellen sich die Märkte relativ schnell auf neue Wechselkurssituationen ein. Wenn aber die Marktkräfte beispielsweise durch die Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Tarifabkommen ausgeschaltet werden, werden die Wechselkursschläge immer grössere Spuren im Wachstum hinterlassen und den Druck auf eine explizite Wechselkurspolitik erhöhen. Da die Negativzinsen unter anderem die Sozialwerke gefährden, kann dies das Klima auf den Arbeitsmärkten verschlechtern und die Bereitschaft zu Lohn- und Arbeitszeitanpassungen verringern.

Die Nationalbank ist gefordert, den von den Negativzinsen betroffenen Gruppen zu erklären, weshalb sie glaubt, dass ein etwas niedrigerer Wechselkurs die hohen sozialen Kosten von Negativzinsen rechtfertigt.



Französische Spiegelfechtereien

Von Hansrudolf Kamer — Nicolas Sarkozy hat seinen ersten Popularitätstest knapp bestanden. Er stoppte den Höhenflug des Front national. Die Politik Frankreichs bleibt in der Sackgasse.



Totgesagte leben länger. «Avantage Sarkozy» titelt *Le Parisien* und zeigt den lächelnden Ex-Präsidenten auf dem Cover. Das auffälligste Resultat der ersten Runde der französischen Departementswahlen

ist die Rückkehr von Nicolas Sarkozy. Seine Mitte-rechts-Koalition war erfolgreicher als erwartet. Sie verhinderte, dass der Front national (FN) nach den Europawahlen erneut zur stärksten Partei Frankreichs wurde.

So jedenfalls wird das Resultat präsentiert. Klar ist das Verdikt nicht. Wenn man die Stimmen der zentristischen Union des démocrates et indépendants (UDI) nicht rechnet, rutscht die konservative Union pour un mouvement populaire (UMP) wohl hinter den FN auf Platz zwei. Es ist ein französisches Vexierbild mit einem verborgenen zweckgerichteten Betrug.

Verlierer waren in erster Linie die Meinungsinstitute, die ziemlich falschlagen. Die Ergebnisse werden an den durch sie geweckten Erwartungen gemessen. Lokale und regionale politische Themen spielten überhaupt keine Rolle. Es war, in Ermangelung eines Besseren, ein nationaler Wahlkampf. Das hatte seinen guten Grund. Denn das Gesetz über die Zuständigkeiten der Departements soll erst im Laufe des Jahres verabschiedet werden.

Die Regionalreform mit der Abschaffung der Kantone war gescheitert. Der Wähler wusste deshalb gar nicht, welche konkreten Folgen seine Wahlentscheidung haben könnte. Dafür mussten im Zeichen der Egalité die Parteien erstmals Kandidatenpaare aufstellen, einen Mann und eine Frau, was angesichts des ausufernden modernen Geschlechterkatalogs künftig Probleme schaffen könnte.

Die Linke wurde deutlich geschlagen und schon in dieser Runde aus gut einem Viertel aller Departementsräte hinausgeworfen. Es war die dritte Schlappe in Folge, seit Präsident Hollande an der Macht ist. Manuel Valls, der Regierungschef, führte für ihn den Wahlkampf. Seine Strategie war einfach: Er schwang sich als der Verteidiger «republikanischer» Werte auf, der gegen den Front national Front macht.

Es gelang ihm damit, eine apathische linke Wählerschaft so weit zu mobilisieren, dass das prognostizierte Total-Fiasko – was den natio-

nen Stimmenanteil betrifft – ausblieb. Sarkozy war es gelungen, die Rechte und die Zentristen der UDI zusammenzuhalten, was nicht selbstverständlich ist. Für den FN, der immer allein gegen alle antritt, ist Geschlossenheit angeboren. Er zeigte bemerkenswerte Konstanz und hat nun in den letzten drei Wahlen sein Potenzial ausgeschöpft.

In Einklang mit der «republikanischen» Strategie ruft Valls in einigen Wahlkreisen die Linke dazu auf, die UMP zu unterstützen, um den FN zu schwächen. Das sei eine moralische und eine politische Pflicht. Sarkozy will dagegen von einer entsprechenden Wahlempfehlung für die Linke nichts wissen. Er dekretiert ein Weder-noch, weder eine Stimme für einen Linken noch eine für einen Rechten.

Doch noch ist Sarkos Wort nicht Gesetz. Parteiinterne Gegner nörgeln an seiner Direktive herum. Sein wichtigster Herausforderer, Alain Juppé, Bürgermeister von Bordeaux und alter Grande der Gaullisten, erklärte maliziös, er respektiere das Dekret der Parteizentrale, werde aber von seiner Priorität nicht abrücken: Diese sei, den FN «abzublöcken». Das tönt ganz nach Manuel Valls.

Die Konservativen werden einen Weg zwischen ihren beiden Grundströmungen finden müssen – Öffnung zur Mitte oder Expansion nach rechts. Sarkozy hat auch in diesem Wahl-

kampf klargemacht, dass er wie schon früher seine Wähler rechts abholen und sie dem FN abspenstig machen will.

Kurz vor der Stimmabgabe erklärte er, Frankreich sei ein im Christentum verwurzelt Land, das der europäischen Zivilisation angehöre. Diese Lebensart gelte es zu bewahren. Wer nach Frankreich komme, müsse sich assimilieren, Lebensart und Kultur annehmen. Sehr viel besser drückt es auch Marine Le Pen nicht aus.

Dem gegenüber stehen Alain Juppé und andere, die darauf verweisen, dass die UMP allein den FN nicht geschlagen hätte. Die Konservativen seien auf die Unterstützung von Mitteparteien angewiesen. Dafür sei Sarko mit seiner Politik der Anbiederung nach rechts der falsche Mann.

Todesmutiger Torero Valls

Der nächste Test ist der Parteikongress Ende Mai, an dem Sarkozy die Partei mit neuem Namen und neuem Programm neu lancieren will. Das soll das Vehikel für sein endgültiges Comeback im Jahr 2017 sein. Das ist ein langer Weg, denn er ist nicht sonderlich populär. Noch erinnert sich Frankreich daran, was beim letzten Mal alles schiefgelaufen ist.

Illusionen prägen die französische Politik. Mit den Programmen der UMP und des FN – eine Mischung aus Protektionismus, Etatismus und rigoroser zentraler Wirtschaftsplanung – wird Frankreich nicht aus der Sackgasse herausfinden. Der Einzige, der es wagt, auch nur bescheidene Reformen anzuregen, ist Manuel Valls. Der todesmutige Torero ist in der falschen Partei und wird mit seinem Reform-Credo in diesem schönen Land nicht weit kommen.



Illusionen: UMP-Chef Sarkozy.

Faktenfrei und hoch zu Pferd

Von Christoph Mörgeli

Sie trat an als bestes Pferd im sozialdemokratischen Stall. Und scheiterte als tief tretendes Schlachtross. Allzu durchsichtig hatte sich die SP-Unternehmerin Jacqueline Badran vorgenommen, den SVP-Unternehmer Thomas Matter fertigzumachen. In der Sendung «Arena» zum starken Franken stapelte Badran allerdings von Beginn weg hoch: «Wegen dem Frankenschock komme ich mehr unter Druck.» Die Kunden ihrer IT-Firma heissen VBZ, Bundesamt für Meteorologie, Erklärung von Bern, reformierte Kirche, Gemeinderat der Stadt Zürich und wie sie sich im staatlich-staatsnahen Filz sonst so nennen. Dass sie ihre Rechnungen in Euro bezahlen, scheint eher unwahrscheinlich.

Privatbankier Matter erklärte, dass am Devisenmarkt täglich «Hunderte von Milliarden» umgesetzt würden. Badran beharrte auf der Zahl «600 Billionen». Das wären 600 000 Milliarden. Damit wurde die Biologin zahlenmässig zur Astronomin. Nun darf eine aus dem Englischen übersetzende Nationalrätin einen Fehler machen: Eine Billion entspricht bei den Angelsachsen einer Milliarde. Aber sie sollte dann nicht pöbeln: «Du weisst noch nicht einmal, wie hoch es ist. Du weisst die Zahl nicht, aber du sprichst darüber.»

Dem Gewerkschaftsökonomen Daniel Lampart rechnete Thomas Matter vor, er habe einen Mindestkurs von Fr. 1.35 vertreten. «Nie gesagt», «aufpassen», «Unterstellungen», empörte sich Lampart. Er hat 2012 nachweislich einen Mindestkurs von Fr. 1.40 und 2015 einen solchen von Fr. 1.30 gefordert. Der Schnitt ergibt exakt die mattersche Zahl Fr. 1.35. Würde Lamparts Meinung Realität, wäre die Schweizer Volkswirtschaft innert Stunden zerstört. Wer wie Lampart im Bankrat der Nationalbank sitzt und öffentlich Mindestkursforderungen stellt, hat einen Interessenskonflikt und muss subito aus dem Bankrat austreten.

Auch bei den Themen Bürokratie und Staatsaufwand war SVP-Matter gemäss SP-Badran «faktenfrei unterwegs». Ihre Zärtlichkeiten gipfelten im Satz: «Du solltest dich einmal in die Zahlen reinfressen, was du ja nie machst.» Nein, der Bundespersonalbestand sei «seit Jahrzehnten konstant». Falsch, er ist seit 2007 um 1200 Stellen gewachsen. Nein, die Staatsquote steige nicht. Falsch, sie ist seit 1990 von 30 auf 34 Prozent gestiegen. So viel zur Zahlenfresserin Jacqueline Badran, die in der «Arena» eher als Menschenfresserin brillierte.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Wir glücklichen Kuh-Schweizer

Von Peter Bodenmann — 1515 schlachteten die Franzosen in Marignano die Söldner der alten Eidgenossenschaft ab.



Die Schweiz hat – 500 Jahre nach Marignano – erneut erfolgreich kapituliert.

Wir sind – wenn wir den Umfragen glauben wollen – zurzeit die glücklichsten Europäer. Und haben allen Grund dazu. Vor 700 Jahren waren die Innerschweizer Bauern-Hooligans cheiben gut drauf. Sie legten das Kloster Einsiedeln in Schutt und Asche. Und richteten bei Morgarten Flurschäden an. Damals waren die Blochers und Köppels noch Deutsche.

Vor 500 Jahren zwangen die Franzosen bei Marignano die oberlausig organisierten und bewaffneten Schweizer Söldner in die Knie. Ab 1515 verkauften die windigen und wenigen Patrizier der alten Eidgenossenschaft während ein paar Jahrhunderten die Söhne des Volkes als Kanonenfutter vorab an ebendiese Franzosen. Und die Berner machten aus den Welschen Untertanen. Damals waren die Blochers und Köppels noch Deutsche.

Napoleons Truppen befreiten die Schweizer Untertanengebiete. Nach der Niederlage Bonapartes bekam die Schweiz am reaktionären Reissbrett in Wien ihre Grenzen und die Neutralität. Damals waren die Blochers und Köppels immer noch Deutsche.

Die schlimmsten Eiferer waren, sind und bleiben immer die Konvertiten. Das ist in der Religion so und in der Politik nicht anders.

Während der letzten Jahrzehnte war das Bankgeheimnis, war das Steuerhinterzieher-Geheimnis die heilige Kuh aller rechtsnationalen Schweizer Politiker.

Jetzt haben sich die Unterhändler beider Seiten in Brüssel geeinigt. EU-Kommissar Moscovici hielt stolz fest: «Heute gehen wir einen entschiedenen Schritt voran in Richtung totaler Steuertransparenz zwischen der Schweiz und der EU.»

Die Schweiz hat – 500 Jahre nach Marignano – erneut erfolgreich kapituliert. Und der Finanzplatz hat sich – schneller sogar als einst die Berner Patrizier – an die neuen Rahmenbedingungen angepasst. Die grossen Banken fressen die kleinen, weil diese mit dem ganzen Compliance-Papierkram nicht klarkommen. Die grossen Boni-Lutscher von der Zürcher Bahnhofstrasse ziehen ihre Kunden und ihre Aktionäre weiterhin erfolgreich über die Tische. Und die Nationalbank tanzt neu im Takt der UBS-Währungsspekulanten.

Die Stärken der Schweizer Patrizier und Banker waren und sind Realismus und Opportunismus zugleich. Und dies, obwohl niemand zugeben will, dass er ein verdammter, ein verdammter erfolgreicher Opportunist ist. Auch kein Volk. Damit niemand merkt, dass unser Steuerhinterzieher-Geheimnis eine tote Kuh ist, werden zurzeit Morgarten und Marignano als heilige Kühe künstlich reanimiert. Durch die inzwischen Kuh-Schweizer gewordenen Blochers und Köppels. Integration funktioniert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Q-Wort

Von Kurt W. Zimmermann — Qualitätsjournalismus ist höchst wichtig, ganz im Gegensatz zu Qualitätsmusik und Qualitätsmalerei.

Wenn es ein Wort gibt, das ich nicht mehr hören kann, dann ist es das Q-Wort: Qualitätsjournalismus.

Wenn der *Tages-Anzeiger* mit anderen Blättern Texte tauscht, dann, um den «Qualitätsjournalismus zu fördern». Wenn die *NZZ* einen neuen Chefredaktor wählt, dann wegen «der Bedeutung von Qualitätsjournalismus». Wenn der Verlegerverband einen Kongress abhält, dann über «die Krise des Qualitätsjournalismus».

Das Wort Journalismus gibt es im Sprachgebrauch der Medien nicht mehr. Es gibt es nur noch mit der Q-Vorsilbe.

Interessant ist dies schon aus linguistischer Sicht. In verwandten Berufen kennt man diese Unterscheidung zwischen gehobener und minderwertiger Güteklasse nicht. Den Ausdruck Qualitätsliteratur gibt es nicht. Es gibt auch keine Qualitätsmalerei, keinen Qualitätsgesang und keine Qualitätspoesie.

Wer dauernd von Qualität redet, der verrät darum nur eines. Er hat ein Problem mit sich selbst.

Genau das ist das Problem der Medienbranche. Ich habe noch nie einen Industriezweig gesehen, der sich selber dermassen ins Verderben geredet hat. Man praktiziert den verbalen Suizid.

Stellen wir uns vor, die Fahrzeugindustrie würde nicht mehr von Autos, sondern nur noch von Qualitätsautos reden und die Kosmetikindustrie nur noch von Qualitätslippenstiften. Die Krise der Autos und der Lippenstifte wäre besiegelt.

Die permanenten Schüsse ins eigene Knie zeigen darum Wirkung. Die Lügenpresse ist wieder salonfähig. Korrupte Medienvertreter stehen als «Gekaufte Journalisten» seit Monaten ganz oben auf der Bücher-Bestsellerliste. Als der Thurgauer Grosse Rat kürzlich über Regionalzeitungen debattierte, beklagte er «den Untergang des Qualitätsjournalismus».

«Die These von der Krise des Qualitätsjournalismus ist längst *too big to fail*», schrieb trefend die *Frankfurter Allgemeine*.

Bemerkenswert am Niedergang des Qualitätsjournalismus ist vor allem, dass es diesen Niedergang nicht gibt. Ich würde nur zu gerne wissen, wann genau diese goldene Epoche des Journalismus stattgefunden hat, die Professoren, Politiker und Publizisten heute so nostalgisch beschwören.

Die goldene Epoche bestand darin, dass es auf Redaktionen nur grosskalibrige Geistesathleten gab, die messerscharfe Analysen des Zeitgeschehens lieferten. Sie waren glänzend



Phantomschmerzen: Zürich in den 50er Jahren.

ausgebildet und gut bezahlt. Sie arbeiteten ohne den heutigen Zeit- und Verwertungsdruck, dafür mit Alkohol im Büro. Die unvermeidliche Folge war Qualität.

Das muss lange her sein. Ich stieg 1975 in den Journalismus ein. Zeitungen druckten damals massenhaft dieselben Agenturmeldungen ab. Communiqués von Parteien und Verbänden kamen ungefiltert ins Blatt. Recherche und investigativer Journalismus waren eine überflüssige Luxusdisziplin. Die Journalisten kuschelten vor den grossen Tieren. Parteinähe war wichtiger als Objektivität.

Vor 1975, so erzählten mir die damaligen Kollegen, sei es noch schlimmer gewesen.

Doch seitdem wurde es besser. Viel zum Positiven trug ab 1995 das Internet bei, das die Medien beschleunigte und sie zugleich zur Vertiefung zwang. Der Journalismus dynamisierte sich. Exklusivität und Eigenleistung wurden wichtig. Es entstand der kritische Journalismus, der durch harte Recherchen gestützt war. Journalisten spielten respektloser auf den Mann. Ideologische und parteiliche Scheuklappen wurden zunehmend demontiert.

Manchmal braucht es ältere Herren, um den jungen Nostalgikern die Wahrheit zu sagen.

Die Wahrheit ist simpel: Die Krise des Qualitätsjournalismus ist ein Phantom. Die Schmerzen der Medienbranche sind Phantomschmerzen.

Drauflegen

Von Beatrice Schlag — Das rätselhafte Trinkgeld.

Wie viel gibt man? Wem? Und vor allem: wofür? Wer im Restaurant einen schlechten oder unfreundlichen Kellner erwischt, hat keine Wahl. Man kann keinen anderen be-



stellen. Schon mehr als einmal hätte ich lieber der blitzschnellen und obendrein freundlichen Kassiererin im Supermarkt ein Trinkgeld gegeben als dem schnöseligen Kellner. Aber so funktioniert es nicht. Das Relikt Trinkgeld geht praktisch nur noch an Servicepersonal in Lokalen, selten an Zimmermädchen in Hotels oder am Tankwarte. Erstaunlicherweise und im Gegensatz zu dem, was man annehmen würde, wird gute Bedienung selten mit höherem Trinkgeld belohnt. Die meisten Gäste, zeigen Untersuchungen, haben eine feste Prozentzahl im Kopf, die sie geben. In Europa liegt sie meist zwischen fünf und zehn Prozent.

In japanischen Restaurants gilt Trinkgeld als Beleidigung, als Respektlosigkeit einem Menschen gegenüber, der gute Arbeit leistet, wie das von jedem erwartet wird, egal in welchem Beruf. Im *tip*-Rekordland USA hingegen gelten 15 Prozent Trinkgeld als Minimum. Gäste, die weniger geben, werden gelegentlich gefragt, ob etwas mit dem Service nicht in Ordnung war. Wer mit Kreditkarte zahlt, sieht inzwischen auf dem Kartenlesermaschinchen, das an den Tisch gebracht wird, unter dem Gesamtbetrag drei Kästchen mit Trinkgeld-Vorschlägen zum Ankreuzen: 15, 18 und 20 Prozent. Natürlich sehen die Kellner aufmerksam hin, was man ankreuzt. Und wer eigentlich weniger geben wollte, als die Kästchen vormerken, braucht eine gute Portion Ungerührtheit, sich nicht als Mickerling zu fühlen. Eine erstaunliche Entwicklung: Vor rund hundert Jahren wurde Trinkgeld in mehreren US-Staaten verboten, weil es im Personal die gänzlich unamerikanische Bereitschaft zur Unterwürfigkeit fördere. Das Verbot hielt sich nur ein paar Jahre. Und Unterwürfigkeit ist ungefähr das Letzte, was einem heute zu amerikanischen Kellnern einfallen würde. Bleibt die Frage, warum der alte Zopf Trinkgeld so erfolgreich hängenbleibt. Es muss damit zu tun haben, dass bewirtet zu werden, deutlich wärmere Gefühle auslöst als die meisten Tauschgeschäfte, auf die wir uns einlassen. Und wir deshalb nicht ungern drauflegen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf auf meinem Nachttischchen das Foto des umwerfend aussehenden Ex-Lovers in Badehose stehen, obschon ich bereits wieder neuen Herrenbesuch empfangen? *Beatrix Kruger, Zürich*

Stellen Sie sich vor, Sie streifen gerade auf der Bettkante eines potenziellen Lovers Ihre High Heels ab. Dann fällt Ihr Blick auf seinen Nachttisch und von dort auf eine gerahmte Frau vom Typ Megan Fox im Bikini. Vielleicht sehen Sie besser aus als Megan Fox und sagen: «Der Mann braucht einen Wechselrahmen.» Dann sind Sie ein seltener Glückspilz. Wenn Megan Sie aber auch nur eine Sekunde irritieren würde: Machen Sie so lange eine Herrenbesuchspause, bis Sie den Astralleib Ihres Ex nicht jedem Neuen aufs Auge drücken müssen.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Sozialindustrie entwickelt sich langsam zu einem Staat im Staat.» *Ernst Hostettler*

In aller Deutlichkeit

Nr. 12 – «Jeton G. und der alltägliche Sozialwahnsinn»; Philipp Gut über die Schweizer Fürsorge

Der Bericht enthält für mich als ehemaligen Abteilungsleiter eines kantonalen Sozialamts weder Neues noch Überraschendes. Was die kulturellen Hintergründe und die damit verbundene Anspruchsmentalität von Sozialhilfebezügern mit Migrationshintergrund betrifft, so erklärt uns dies ein tschechisches Sprichwort aus der sozialistischen Ära in aller Deutlichkeit: «Wer den Staat nicht bestiehlt, bestiehlt die eigene Familie.» Ein Grundsatz, den eine schöne Anzahl von Sozialbezügern mit Migrationshintergrund ebenfalls verinnerlicht haben dürfte.

Niklaus Strolz, Zürich

Der Sozial-Irrsinn besteht schon seit etwa 25 Jahren. Es wird von den Sozialämtern immer beschönigt mit den Worten: «Es sind ja nur Einzelfälle.» Ich möchte sagen, ein Drittel jener, die finanzielle Ansprüche anmelden, beziehen ihre Bezüge widerrechtlich. Das sind nicht Einzelfälle, das sind Hunderte solche Schmarotzer. Ich kenne persönlich solche Leute. Ausländer und Schweizer. «Wenn in der Schweiz jemand zu faul ist, um zu arbeiten, muss er nur auf die Gemeinde gehen, um den Stutz abzuholen», das sagt ein Rentner, der ein Leben lang bis zur Pension gearbeitet hat. Unsere Vertrauensärzte bei der IV und auch unsere Politiker kann man rauchen.

Walter Grämer, Niederurnen

Der Autor macht einen Überlegungsfehler: «Unser» System braucht Jeton G.s! Nur so kann die ganze, gutbezahlte staatliche, parastatliche und private Sozialindustrie am Leben erhalten werden. Die Stimmen sind berechenbar und sicher, und die damit einhergehende Umverteilung wird von der (pseudo-)bürgerlichen Seite toleriert, damit die politische Kohabitation weiterhin zelebriert werden kann. Im südlichen Teil unseres südlichen Nachbarlands hat man dafür einen kurzen einprägsamen Ausdruck im Vokabular.

René Kaufmann, Hergiswil

Die Sozialindustrie entwickelt sich langsam zu einem Staat im Staat. Schön abgeschirmt von jeglicher Kritik, die sofort als asozial, rassistisch usw. abgeschmettert wird. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele der zusätzlichen Stellen im öffentlichen Sektor das Soziale betreffen. Wann endlich reicht es den Steuerzahlern? *Ernst Hostettler, Toffen*

Vorbild

Nr. 12 – «Mutter Courage»; Franziska K. Müller über Maja Häberli

Schön, dass es noch solche Leute gibt, die sich vehement gegen den Gang aufs Sozialamt wehren. An ihnen sollten sich die Linken und ihre Drückeberger ein Beispiel nehmen und ihren Lebensunterhalt selber bestreiten. Frau Häberli ist eine bodenständige Schweizerin, die vor keiner Arbeit zurückschreckt.

Kurt Hollenstein, Oberbüren

Wie naiv ist die Leserschaft?

Nr. 12 – «Die Schweiz retten»; Rico Bandle über Martin Suters neuen Roman

Es ist gewiss bemerkenswert, was für spannende Plots Erfolgsautor Martin Suter ersinnt. Noch besser wären sie, wenn seine Fiktionen nicht derart realitätsfern wären wie im neuen Bestseller «Montecristo». Da verschweigen die Medien, auf behördlichen Druck, doch tatsächlich einen Milliardenkandal der Grossbanken. Für wie naiv wird die Leserschaft gehalten, um solchen Unsinn als denkbare Handlung ernst zu nehmen? Statt sich von einem alt Bundesrat und dem ehemaligen Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung beraten zu lassen, hätte Suter wohl besser und mit Gewinn einen gewöhnlichen Journalisten oder Medienberater konsultiert.

Richard Ammann, Winterthur

Hoffentlich geht es weiter

Nr. 12 – «Anarchist der guten Laune»; Ulf Poschardt über Jeremy Clarkson

Gratulation zu diesem ausgezeichneten Bericht. Ulf Poschardt ist der erste deutschsprachige Journalist (zumindest nach meinem Wissen), der Clarkson und die Kultsendung «Top Gear» wirklich versteht. Ich bin erschüttert, dass Clarkson und somit «Top Gear» suspendiert wurde. Ich habe bei BBC bereits schriftlich protestiert, dass diese Sendung abgesetzt werden soll. Übrigens, solche Serien kann man einfach nicht ins Deutsche übersetzen, entweder versteht man das Original, oder man lässt es bleiben. Ich bin nach langjährigen Aufhalten in Grossbritannien (meine Ehefrau ist Engländerin) glücklicherweise in der Lage, die Sprüche der drei Moderatoren zu verstehen. Hoffen wir, dass es auf BBC (nicht auf kommerziellen Sendern) mit «Top Gear» weitergeht. Das grösste Problem wird sein, wie das Management einen Rückzieher machen kann, ohne das Gesicht zu verlieren.

Arnold Huber, Einsiedeln

Gleichstellungsdebatte ist ein Gräu­el
Nr. 11 – «Das hilfsbedürftige Geschlecht»;
Rico Bandle über Frauen

Ich fühle mich langsam von der ganzen Gender-Debatte bedroht. Emanzipation bedeutet für mich als Frau, mein Leben selber in die Hand zu nehmen, ohne Hilfe von Gleichstellungsbüros, Gender-Beauftragten etc. Jedoch kann man im Moment in der Frauenwelt nicht von Emanzipation sprechen, wenn viele Frauen sich als ewige Opfer sehen. Vermutlich sind sie einfach zu faul, zu scheu oder zu wenig emanzipiert, um das einzusehen, und wollen von allen Seiten bedient werden. Für mich als moderne Frau, die ihr Leben selbstständig in die Hand nimmt mit allen Rückschlägen, die übrigens Männer auch haben, ist diese Gleichstellungsdebatte ein Gräu­el. Sie entmündigt die Frau auf der ganzen Linie und spricht der Frau Handlungsfähigkeit ab.
Séverine Sunier, Zürich

In Syrien gibt es keine Wehrpflicht
Nr. 11 – «3000 Syrer»;
Editorial von Roger Köppel

Ich habe elf Jahre in Syrien und Ostafrika gelebt. Daher kann ich Ihnen versichern, dass es weder in Syrien noch in Eritrea eine Wehrpflicht gibt. Daher kann es auch keine Wehr-

dienstverweigerung geben und somit auch keinen Asylanspruch in der Schweiz.
Bern­d Hafenberg, per E-Mail

Ergänzend möchte ich zu dem hervorragend geschriebenen Text auf das Buch «Die letzten Tage von Europa» von Walter Laqueur aufmerksam machen. Darin wird, durchaus genüsslich, beschrieben, wie Europa «dank» Immigration zugrunde geht. Zusammengefasst heisst es da etwa: Der Kontinent verändert dramatisch sein Gesicht aufgrund der massiven (gesteuerten) Einwanderung. Die unkontrollierte Einwanderung ist, wegen der grossen Integrationsprobleme wie unbezahlbare Sozialsysteme, Arbeitslosigkeit, Islamisierung usw., der Hauptgrund für den Niedergang Europas. Es bedeutet jedenfalls, dass Europa die Rolle als entscheidender Mitgestalter der Weltpolitik ausgespielt hat.
Christine Bär, per E-Mail

Voll ausgerüstet, gut ausgebildet
Nr. 10 – «Bitte aufwachen, bitte aufrüsten»;
Hubert Mooser über die Schweizer Armee

Schon das Titelbild hat mich kräftig irritiert, ist doch der Helm von der Fotomontage Maurer mit dem Gradabzeichen eines Soldaten

ausgestattet – Pardon, Ueli Maurer war als Kommandant eines legendären Radfahrer-Bataillons immerhin Major. Im besagten Artikel werden wilde Behauptungen zur Weiterentwicklung der Armee (WEA) geäußert. Persönlich verfolge ich das Projekt sehr intensiv und bin dementsprechend dokumentiert. Wie alle Vorlagen muss auch die WEA von den Räten mit einem Ja verabschiedet werden – und hat dann noch das Verdikt des Volkes zu überstehen. Die jetzige WEA-Vorlage ist sehr gut, und es hat noch Möglichkeiten für die beiden Räte, die Vorlage in wichtigen Details zu erweitern.

Letztendlich werden wir nach Einführung der WEA eine Armee haben mit einigermaßen genügend Mitteln von 5(+) Milliarden, einem Bestand von 120 000 bis 140 000 Personen, die voll ausgerüstet, gut ausgebildet und zudem schnell mobilisierbar ist. Das ist politisch realisierbar – auch gegen den Widerstand der Gruppe Giardino und von Gruppierungen nostalgischer Anhänger der Armee 61. Vermutlich werden auch die Linken und Grünen bei einer solchen Lösung nicht geschlossen sein, und die WEA kann auf den 1.1.2017 eingeführt werden. Man muss sicher einige Kröten schlucken, aber einen Scherbenhaufen können und dürfen wir uns nicht leisten.
Hans-Peter Neuweiler, Ermatingen

Die Schweizer Versandapotheke

Auch preislich sehr gesund!



Hirsana Goldhirse-Öl
Stärkt das Haar, macht es voll und glänzend. Hirseöl hilft, Haarausfall zu reduzieren
Kapseln
Art.Nr. 2911740 150 Stk. **77.90**
statt 111.55*



Almased Vitalkost
Zur Zubereitung von Mahlzeiten für eine gewichtskontrollierende Ernährung.
Pulver
Art.Nr. 8111995 6 x 500g **119.40**
statt 179.40*



Vitalux Plus
Vitaminpräparat, speziell für die Augen entwickelt, ergänzt die Ernährung mit wertvollen Vitaminen, Spurenelementen und dem Carotinoid Lutein.
Kapseln
Art.Nr. 3675690 84 Stk. **37.60**
statt 54.-*



Online sparen unter:
zurrose.ch

* Durchschnittlicher Marktpreis Februar 2015. Aktion gültig bis 05.05.2015.

Sozialhilfe à discrétion

Die staatliche Fürsorge wird von einer Interessengemeinschaft der Sozialbranche gesteuert. Sie hat ähnliche Interessen an einer Ausweitung der Zahlungen wie ihre «Klienten». Die Gemeinden sollten sich von diesem Diktat lösen. *Von Beat Gygi*

«Im Grunde genommen ist seit langem klar, welches die grundlegenden Mängel in der Sozialhilfe sind, wir haben dem Kanton die Probleme aus Sicht der Gemeinden immer wieder dargelegt.» Hans-Peter Hulliger wirkt nicht aufgebracht, eher fast etwas resigniert, wenn er auf all die Entwicklungen im Zusammenhang mit der Sozialhilfe zu sprechen kommt. Früher lag diese eher noch in der Gemeindekompetenz, heute dagegen lassen gesamtschweizerische Richtlinien der Fachorganisation Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) und kantonale Gesetze, die für die Gemeinden die Skos-Ansätze verbindlich machen, viel weniger Spielraum. Hulliger ist ein altgedienter Milizpolitiker mit mehr als drei Jahrzehnten Erfahrung in Gemeindepolitik, von 1986 bis 2014, also 28 Jahre lang, war er Gemeindepräsident von Bäretswil im Zürcher Oberland. Zudem präsidierte er von 2006 bis 2014 den Gemeindepräsidentenverband (GPV) des Kantons Zürich, der oft als Hebel dient, um Anliegen der Gemeinden gegenüber dem Kanton zu vertreten. Umso ernüchternder ist für ihn heute die Einschätzung, es sei «nicht viel passiert», um die Mängel im gesamten Sozialhilfebereich zu beheben.

Auf der Suche nach Linderung

Dabei hätten sich die Zürcher Gemeindepräsidenten seit Jahren intensiv mit dem Thema Sozialkosten beschäftigt und bei den jährlichen Treffen mit dem Regierungsrat sowie Kontakten mit der kantonalen Verwaltung mindestens seit 2010 immer wieder auf die unkontrollierte Ausgabenentwicklung hingewiesen, die Fehler benannt und auf Gegenmassnahmen gedrängt. Die Mängel seien klar: Erstens sei heute für viele Sozialhilfeempfänger die Schwelle zur Aufnahme einer Arbeit zu hoch, weil der Lohn kaum höher oder manchmal gar geringer sei als das Geld vom Staat. Das Prinzip «Arbeit kommt vor Sozialleistungen» werde nicht überall angewendet, oft gälten bestimmte Arbeiten als unzumutbar. Zweitens sei die Skalierung der Unterstützung falsch, indem diese pro zusätzlich unterstützte Personen in der Familie so stark steige, dass Arbeitslöhne erst recht nicht mithalten könnten. Und drittens werde missbräuchlicher Bezug zu wenig geahndet; in Behörden und Verwaltung gebe es zu viel Toleranz gegenüber Renitenten. Dabei handle doch eine Behörde widerrechtlich, wenn sie einem Klienten die Sozialhilfe auszahle, obwohl dieser gesetzliche Auflagen nicht erfülle und beispielsweise

nicht alle Belege vorweisen könne. Bei Steuern etwa werde das ja auch so gehandhabt.

Hulliger sieht die Kostenprobleme allerdings nicht nur im Zusammenhang mit Sozialhilfe, auch bei Ergänzungsleistungen im Alter, bei Einweisungen in Heime oder bei all den speziellen Schulsozialleistungen müssten die Gemeinden immer mehr bezahlen. Er findet dies umso tragischer, als beispielsweise die aufwendige integrative Schule eine Fehlkonstruktion sei, denn das Zusammennehmen von schlechteren und besseren Schülern bremse der Tendenz nach die Besseren und lasse die Schwächeren der Klasse erst recht in ungünstigem Kontrast erscheinen – was wiederum zu mehr teuren Einweisungen in Sonderschulen führe. Für Jörg Kündig, Gemeindepräsident von Gossau ZH und Hulligers Nachfolger im Präsidium des GPV, stehen die steigenden Sozialkosten im weiteren Sinn denn auch ganz oben auf der Traktandenliste, wenn es um die finanzielle Zukunft der Gemeinden geht.

Die kommunalen Rechnungen mit gestiegenen Sozialposten sprechen eine deutliche Sprache, und die Politiker stehen praktisch im Bann der steigenden Sozialkosten. Auf der Suche nach Linderung ist man vor allem in stärker belasteten Gemeinden auf die Idee gekommen, im kantonsinternen Finanzausgleich einen neuen Topf einzurichten, der einen Teil der Soziallasten quer über die Gemeinden ausgleichen soll. Politiker von SP, BDP und Grünen reichten im Zürcher Kan-

Solidarität im grossen Massstab führt leicht dazu, dass «Profis» die Gutgläubigen ausnehmen.

tonsrat Mitte 2014 eine parlamentarische Initiative ein, die einen speziellen Soziallastenausgleich fordert: Die besonderen Lasten einer politischen Gemeinde sollen ausgeglichen werden, soweit es nicht beeinflussbare Soziallasten sind. Gemeint ist damit mehr oder weniger die Quote der Sozialhilfeempfänger.

Ausserhalb demokratischer Strukturen

Debatten über Lastenumverteilung lenken allerdings nur vom Hauptproblem ab. Der zentrale Konstruktionsfehler der Schweizer Sozialhilfe besteht darin, dass die landesweit tonangebende Organisation, die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos), als privater Fachverband sozusagen ausserhalb der de-

mokratischen Strukturen arbeitet und entsprechend schwach kontrolliert wird, zugleich aber die Anwendung der Hilfe in den meisten Gemeinden wie von einer Zentrale aus steuert. Das Gremium setzt sich aus rund fünfzig Vertretern von Mitgliedern zusammen, darunter alle 26 Kantone sowie Abgeordnete von kommunalen Sozialdiensten (Städte, Regionen, Gemeinden) und privaten Organisationen des Sozialbereichs. Mit beratender Stimme sind Bundesämter, kantonale Sozialkonferenzen und die Konferenz der kantonalen Sozialdirektoren (SODK) vertreten. Die von der Skos erlassenen Richtlinien werden in vielen Kantonen via kantonale Sozialgesetze automatisch zu verbindlichen Vorgaben für die Gemeinden. Anliegen von Bürgern und Steuerzahlern sind sehr indirekt vertreten, oder pointierter ausgedrückt: Das Rückgrat der Sozialhilfe ist im Grunde eine wenig demokratische und wenig föderalistische Interessengemeinschaft der Sozialbranche.

Die Skos gibt es schon seit 1906, aber warum sind die Ausgaben für Sozialhilfe erst seit jüngerem stark am Wachsen? Dies hängt zum einen damit zusammen, dass es 2005 einen Regimewechsel in den Vergabekriterien gab: Man wechselte vom sogenannten Sanktionsmodell auf ein Anreizsystem, das mehr mit Belohnungen als mit Auflagen operieren sollte. Zum andern ist die «Kundschaft» zunehmend auf die Optimierung ihrer Bezüge ausgerichtet, auf das «Abholen des Maximums», zumal ein wachsender Teil der Klienten aus dem Ausland stammt, wo andere soziale Normen gelten als in der Schweiz. Sozialhilfe ist ein Beispiel dafür, dass Solidarität in der kleineren, überschaubaren Gruppe funktionieren mag, wird sie aber im grossen Massstab organisiert und erzwungen, führt sie leicht dazu, dass «Profis» die Gutgläubigen ausnehmen. Andere formulieren es so: Es ist nicht einmal der Missbrauch, sondern der einfache Gebrauch der Sozialhilfe, der die Kosten in die Höhe schnellen lässt.

Nach der Ansicht von Linda Camenisch, Gemeinderätin mit Ressort Soziales in Wallisellen, ist dies ein Anreizsystem, das sich zum eigentlichen Fehlanreizsystem entwickelt hat. Wenn man alle Leistungen wie Grundbedarf, Wohnkosten, medizinischen Grundbedarf mit Krankenkassenprämie, Franchise und Selbstbehalt, Zahnarztkosten, sämtliche situationsbedingten Leistungen wie Kinderbetreuung et cetera zusammenzähle, komme man bei einem Vierpersonenhaushalt rasch



Anreize werden zu Fehlanreizen: Schlaraffenland.

einmal auf ein «Jahreseinkommen» von 70 000 bis 80 000 Franken, und dies steuerfrei. Ein Paradigmenwechsel sei dringlich.

Dass die Skos nicht mehr um eine Reform herumkommt, hat man in der Organisation selber eingesehen. Soeben wurde eine Vernehmlassung zu möglichen Anpassungen abgeschlossen. Nach Kündigs Beurteilung, der mit dem GPV Druck macht, wird nun immerhin in einer Umfrage versucht, eine Gesamtschau zu erarbeiten, diese sei aber nicht wirklich umfassend. Eine Reduktion des Schwelleneffektes etwa sei nur damit zu erreichen, dass der Einkommensfreibetrag deutlich reduziert werde, der GPV habe beispielsweise 200 Franken postuliert. Und um den Skaleneffekt zu kontrollieren, sollten die Leistungen für Haushalte ab vier Personen reduziert werden. Vor allem aber müsse auch die Umstellung auf das Anreizmodell damals im Jahr 2005 in Frage gestellt werden.

Kurt Spillmann, Stadtrat und Sozialvorstand in Dübendorf, formuliert es noch schärfer. Nach der Logik der Skos müsse heute ein Sozialhilfebezüger belohnt werden, damit er seine Arbeitskraft zur Linderung seiner Notlage verwende. Auf eine solche Idee komme nur, wer die Einstellung vertrete, dass die Sozialhilfe ein vom Staat bedingungslos geschulde-

tes Grundeinkommen darstelle. Sozialhilfe müsse aber ein Einkommensersatz sein, der in einer Arbeitsgesellschaft fühlbar unter dem Minimaleinkommen liegen müsse, wenn die Grundwerte der Selbsthilfe gelten sollen. Das absolute Existenzminimum nach Art. 12 der Bundesverfassung bestimme, dass jeder in der Schweiz Anspruch auf die Mittel habe, die für ein menschenwürdiges Überleben wichtig sind, also auf Nahrung, einen Schlafplatz und die medizinische Grundversorgung. In der Praxis bedeute das ungefähr zwölf Franken pro Tag, die Grundversicherung einer Krankenkasse und einen Schlafplatz.

Ist die Skos reformierbar?

Zweifel sind angebracht, ob die Skos überhaupt grundlegend reformierbar ist. Linda Camenisch erwartet, dass es nach der laufenden Vernehmlassung marginale Anpassungen geben werde, aber nicht im erforderlichen Umfang. Es seien immer noch zu viele Vertreter aus der Verwaltung und den Fachverbänden im Vorstand und in der zuständigen Richtlinienkommission, und die Linke strebe letztlich ein Sozialversicherungsgesetz analog zur AHV/IV an.

Es gibt jedoch einen zweiten Hebel, der zuverlässiger wirken dürfte: die verbindliche

Wirkung der Skos-Regeln auf die Gemeinden aufheben und Richtlinien wieder unverbindlich machen. Heute, so Camenisch, hätten die Gemeinden im Kanton Zürich keinen Spielraum, die Skos-Richtlinien seien ohne Wenn und Aber verbindlich anzuwenden. Die Entscheidungskompetenz müsse deshalb den Gemeinden zurückgegeben werden. Die heutigen verbindlichen und einklagbaren Richtlinien seien ein grundsätzlicher Irrweg, denn diese hätten nicht die Bekämpfung von Armut zum Ziel, sondern eine Art materieller Gleichheit. Im vergangenen Oktober hat Camenisch im Kantonsrat eine Motion eingereicht, die eine Aufhebung der Rechtsverbindlichkeit der Skos-Richtlinien bei Sozialleistungen und beim Erlass kantonaler Regeln fordert. Der Regierungsrat stellt sich dagegen, unter anderem mit dem Argument, «eine Insellösung für den Kanton Zürich durch Ausscheren aus diesem System der Skos-Richtlinien würde von anderen Kantonen als Ausdruck mangelnder Solidarität gewertet». Damit macht der Regierungsrat klar, dass er bei der Sozialhilfe nicht die echte Solidarität zwischen Menschen im Mittelpunkt sieht, sondern die hoheitlich befohlene Umverteilung über weite Distanzen, der man eine sozial erwünschte Etikette umhängt. ○

Jenische: Undurchsichtige Hilfsgelder

In Bern leben vierzig Prozent der Fahrenden von der öffentlichen Fürsorge. Ist die Quote auch anderswo derart hoch? Wer nachfragt, beisst auf Granit. Behörden und Betroffene schweigen.

Von Alex Reichmuth



Wo beginnt der Schutz der Steuerzahler? Jenische in Liestal.

Auf dem Standplatz Buech in Bern sind 116 Fahrende gemeldet. Etwa vierzig Prozent dieser Personen beziehen Sozialhilfe, sagt Felix Wolffers, Leiter des Sozialamts der Stadt Bern. Er bestätigt damit eine Meldung des privat betriebenen Bundeshaus-Radios. Die Quote ist horrend hoch, denn im landesweiten Durchschnitt beziehen nur 2,9 Prozent aller Einwohner Fürsorgegeld. Für Wolffers scheint klar, warum umherziehende Jenische so oft auf Sozialhilfe angewiesen sind: «Nach unserer Einschätzung können die Fahrenden ihren Lebensunterhalt in ihren traditionellen Geschäftsbereichen immer weniger decken.»

Schätzungsweise 3000 der Schweizer Jenischen pflegen die traditionelle Lebensweise als Fahrende und reisen im Sommer mit ihren Fahrzeugen umher. Einige von ihnen wohnen im Winter auf einem festen Standplatz und sind in der jeweiligen Gemeinde als Einwohner gemeldet. Andere haben keinen festen Wohnsitz. Viele Fahrende leben von wenig lukrativen Geschäften wie Altmetallhandel oder Scherenschleifen.

Es ist kaum anzunehmen, dass nur Fahrende in Bern so häufig Sozialhilfe beziehen. Die *Weltwoche* wollte von Gemeinden mit Standplätzen wissen, welcher Anteil der Fahrenden von der Fürsorge lebt und wie viel dies die Gemeinden insgesamt kostet. Nur wenige Gemeinden konnten – oder wollten – die Fragen

beantworten. Dietikon ZH meldet, dass auf der Anlage mit sechs Standplätzen zeitweise eine Person Sozialhilfe bezogen habe. Kloten ZH schreibt, dass es unter den zwölf gemeldeten Fahrenden «einen Unterstützungsfall mit zwei Personen und jährlichen Kosten von rund 30 000 Franken» gebe. In Aarau ist die Sozialhilfequote derzeit angeblich null. Einsiedeln SZ bezahlt pro Jahr zwischen 100 000 und 200 000 Franken Unterstützung für Fahrende, die Einsiedeln als Heimatort haben.

Einige Gemeinden liefern keine Informationen, weil die entsprechenden Daten fehlten. Man erhebe nicht, ob Sozialhilfebezügler sesshaft oder fahrend sind, schreibt Winterthur. Auch Chur und Wil SG können keine Angaben machen. Eine andere Gemeinde bestätigt, dass die Sozialhilfequote unter den ansässigen Fahrenden weit über dem Durchschnitt der Gemeinde liegt, nämlich zwischen zehn und fünfzehn Prozent. Wegen des Datenschutzes dürfe man den Namen der Gemeinde aber nicht nennen.

Auch die Stadt Zürich, die in Seebach einen grossen Standplatz betreibt, tut sich mit einer Antwort schwer. Die Sozialen Dienste der Stadt versichern zwar, die Sozialhilfequote unter den Fahrenden liege «absolut im Stadtzürcher Durchschnitt». Das wären etwa fünf Prozent. Trotzdem will man nichts zur Höhe der

Bezüge sagen. Denn solche Angaben würden «die Persönlichkeitsrechte dieser Menschen ritzen». Diese Haltung ist schwer nachzuvollziehen, da ja Hilfsbedürftige nicht namentlich genannt werden müssten.

Fahrende mit schlechter Schulbildung

Die Recherche hinterlässt den Eindruck, dass man über Sozialhilfe für Fahrende höchstens dort etwas erfährt, wo die Bezüge gering sind. Ratlos gibt man sich auch bei der Radgenossenschaft der Landstrasse, dem Zusammenschluss der Schweizer Fahrenden. Man habe punkto Fürsorgebezüge «keine Ahnung», heisst es hier. Ebenso kennt man bei der Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende, die jährlich 150 000 Franken vom Staat bekommt, keine Zahlen. Geschäftsführer Urs Glaus hält es für unzulässig, Statistiken über Sozialhilfebezüge für Fahrende zu erstellen, geschweige denn zu veröffentlichen. Denn dafür fehle eine Rechtsgrundlage.

Immerhin finanziert die Öffentlichkeit aber die Sozialhilfe. Die Frage nach Fürsorgegeld ist auch darum brisant, weil viele Fahrende einen sehr schlechten Bildungsstand haben. Einige von ihnen verhindern, dass ihre Kinder in die Lage kommen, später für sich sorgen zu können. Fahrende haben das Recht, ihre Kinder während des Sommers, wenn sie umherziehen, für bis zu sieben Monate aus der Schule zu nehmen. Daneben halten aber einige Fahrende ihre Kinder auch während der Wintermonate vom regelmässigen Schulbesuch ab – meist mit dem Argument, diese lernten im Kreis der Familie alles, was für die traditionelle jenische Lebensweise nötig sei.

Die öffentliche Hand finanziert Stand- und Durchgangsplätze für Fahrende in der ganzen Schweiz. Sie bezahlt auch zusätzlichen Aufwand, um den Kindern von Fahrenden trotz ihrer vielen Abwesenheiten eine minimale Schulbildung zu ermöglichen. Die Stadt Bern etwa hat vor kurzem beschlossen, zwei zusätzliche Lehrkräfte anzustellen, die jenische Kinder schulen – im Sommer wie im Winter.

Sind Fahrende tatsächlich überaus häufig von Sozialhilfe abhängig, muss man sich fragen, ob es auch an der Öffentlichkeit ist, eine Lebensweise zu finanzieren, die immer weniger existenzsichernd ist. Die Fahrenden geniessen als staatlich anerkannte Minderheit zwar besonderen Schutz. Wo aber beginnt der Schutz der Steuerzahler? ○

Und der Haifisch, der hat Flossen

Den absurdesten Vorstoss der Frühlingssession reichte der Walliser Nationalrat und Tierschützer Oskar Freysinger ein – er will die Einfuhr eines Produkts verbieten, das gar nicht importiert wird.

Von Hubert Mooser

Erste Woche der Frühlingssession, die letzte Woche zu Ende ging. Es ist Donnerstagmorgen, in ein paar Stunden fahren die Parlamentarier ins Wochenende, und es ist lärmig wie immer, als Oskar Freysinger (SVP) an Krücken zum Rednerpult humpelt. Sein Anliegen trägt die amtliche Nummer 13.3331 und die Überschrift: «Kein Import von Haifischflossen». Was man wissen muss: So eine Flosse hat es in sich. Entlang von Stränden jagt sie Surfern und Schnorchlern eine Heidenangst ein. Aber zu Suppe verarbeitet, gelten Haifischflossen unter Feinschmeckern als absolute Delikatesse. Und genau das ist das Problem: Dafür fische man Haie, schneide ihnen die Flossen ab und werfe dann ihre lebenden Körper zurück ins Wasser, kritisiert Freysinger und betont: «Eine solche Praxis dürfte es in der zivilisierten Welt eigentlich nicht mehr geben – weil die Tiere danach elendiglich verenden. Davor will sie der Walliser Politiker bewahren.

Für Haifischflossen ist Bundesrat Alain Berset verantwortlich, der Chef des Departements des Innern (EDI), er hat aber für das Anliegen nur Spott übrig: Es sei nicht das erste Mal, dass Freysinger sich für ernste Probleme auf der Welt interessiere, die in der Schweiz jedoch kein Problem darstellten. Die Eidgenossen importierten keine Haifischflossen. «Ein Verbot würde also auch keinen Druck auf die Produzentenländer ausüben», so Berset. Trotzdem unterstützten 160 Nationalräte das Importverbot für Haifischflossen, 12 waren dagegen. Nationalrat Freysinger hatte wieder einmal mit einem tierischen Vorstoss einen erstaunlichen Coup gelandet.

Hohe Preise

Man kennt diese Seite des Wallisers kaum. Normalerweise warnt der SVP-Vizepräsident vor einer muslimischen Überpopulation in Westeuropa. Zwischendurch engagiert er sich aber auch für Unterpulationen bedrohter Tierarten, sofern sie nicht wie der Wolf im Wallis Schrecken verbreiten. Vor vier Jahren lancierte er ein Importverbot für Robbenprodukte, nach langem Hin und Her stimmte das Parlament dem Begehren 2014 endlich zu.

Nach den Robben waren es die Bienen. Der Bundesrat sollte den 1. März zum Tag der Bienen erklären, forderte Freysinger 2012. Die *Basler Zeitung* setzte die dafür eingereichte Motion in einem Rating über die absurdesten Vorstösse auf Platz eins. Jetzt sind es die Haie und die grausame Praxis auf Fischkuttern: Das Shark-Finning, also das Abschneiden der Rückenflossen lebender Haie, ist eine ganz schlimme

Geschichte. Tierschutzorganisationen auf der ganzen Welt protestieren seit Jahren dagegen – mit mässigem Erfolg. Denn mit Haifischflossen kann man sich im südostasiatischen Raum eine goldene Nase verdienen. In China und Hongkong zahlen Händler zwischen 600 bis zu 1500 Dollar pro Kilogramm. Für einen Teller Haifischflossensuppe muss man 100 bis 300 Dollar auf den Tisch legen. Besonders die High Society in China, Hongkong und Bangkok ist wild darauf: kein Festschmaus ohne Haifischflossensuppe. Die dickflüssige Brühe soll aber auch helfen, wenn es im Ehebett so spannend zugeht wie in einem Goldfischaquarium. Der Grossteil des Welthandels wird über Hongkong abgewickelt. Die Hauptzulieferer kommen aus Europa, Taiwan, Indonesien, Singapur, den Vereinigten Arabischen Emiraten, den USA, Jemen, Indien, Japan und Mexiko. Wie viele Haie dran glauben müssen, weiss niemand genau, je nach Umwelt- oder Tierschutzorganisation ist von 25, 70 oder 100 Millionen getöteter Tiere die Rede. Einzelne Haiarten sollen vom Aussterben bedroht sein.

Das kann aber nicht an den Essgewohnheiten der Schweizer liegen. Haifischflossen sind in Helvetien genauso wenig ein kulinarischer Renner wie Schildkröten- und Känguruschwanz oder flambierte Dorschleber. Laut Zollstatistik importiert die Schweiz offiziell kein Gramm Haifischflossen. Freysinger hat aber im Internet drei Restaurants in der Westschweiz aufgespürt, die Haifischflossensuppe auf der Speise-

karte führen: Das «Chinatown» in Lausanne biete einen «potage aux ailerons de requin» an, dann auch das «La Baie d'Ha Long», ein vietnamesisches Restaurant in Renens, und schliesslich das «Mandarin» in Genf, zählte Freysinger auf. Nach dem Ja des Nationalrates muss nun der Ständerat die Haifischflossensuppe auslöfeln. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird die Kleine Kammer mit den Flossen gleich verfahren wie mit den Robben: Sie wird also den Vorstoss erst einmal auf Eis legen. Später wird man Abklärungen einleiten, ob ein Haifischflossen-Importverbot mit den Regeln der Welthandelsorganisation WTO kompatibel ist – wie beim Importverbot für Robbenprodukte. Hier hat die WTO den Tierschutz höher gewichtet als die Handelsinteressen. Viele Länder und auch die EU unterstützen heute das Importverbot für Robbenprodukte. Bei den Haifischflossen ist das anders: Kein Land konnte sich bisher zu einem solchen Verbot durchringen. Die EU-Kommission will nur ein generelles Verbot für das Abschneiden der Flossen. Alle EU-Schiffe, die in EU-Gewässern und anderen Teilen der Welt fischen, müssen Haie mit ihren Flossen am Körper anlanden. Und auch Bundesrat Berset würde lieber auf internationaler Ebene einen Beitrag zum Artenschutz leisten als Energie und Geld verpulvern für ein überflüssiges Gesetz. Eine Haifischflossen-Polizei, die dem Chinesen in Genf die Suppe versalzt, würde aber wohl auch Freysinger zu weit gehen. ○



Braucht es eine Polizei?

Bundesamt für Weltrettung

200 Staatsangestellte planen derzeit die Schweiz im Jahr 2030. Von ihren Visionen dürfte wenig bleiben, wenn der Bundesrat zu Beginn der neuen Amtszeit seine «Strategie Nachhaltige Entwicklung» vorstellt. Aber die Träumereien verraten, wie die Bundesverwaltung tickt. *Von Markus Schär*

«Unsere Chance, die Welt auf sanfte Weise zu ihrem Glück zu zwingen, ist vorbei. Nun muss sie es auf die harte Tour lernen.»
Till Berger, «Breakdown. Welt am Abgrund»

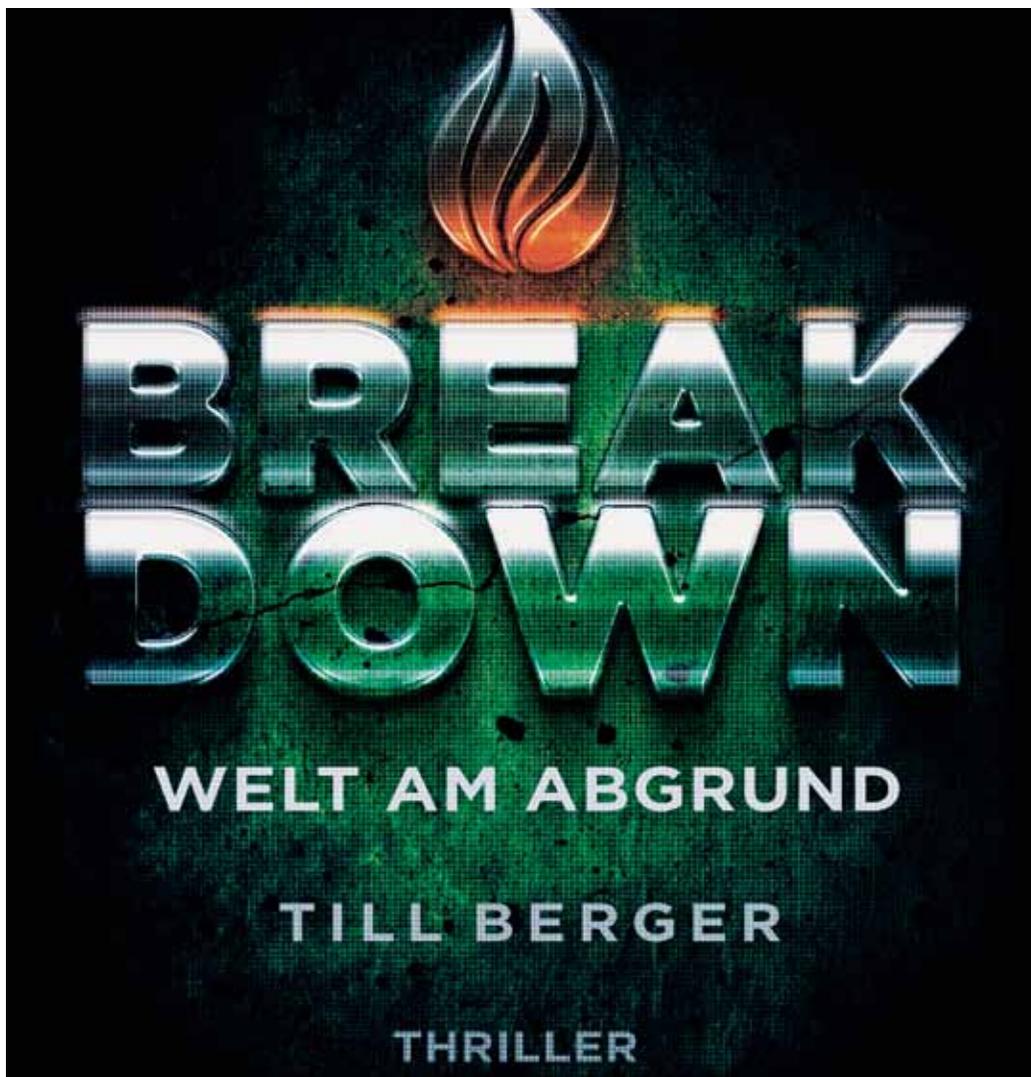
«Bitte betrachten Sie uns nicht als Terroristen», sagt der Terrorist. «Wir haben nicht die Absicht, Ihnen Schaden zuzufügen. Da der politische Weg für ein rechtzeitiges Handeln aber gescheitert ist, sehen wir keine andere Möglichkeit, als unsere Ziele auf diesem Weg durchzusetzen.» Die Terroristen, die keine Terroristen sein wollen, drohen damit, das Zahlungssystem Swift, also die Weltwirtschaft, lahmzulegen, wenn die Uno die Klimaerwärmung nicht stoppt. Denn: «Wenn der Ausstoss von Treibhausgasen nicht sofort drastisch reduziert wird, laufen wir auf ein ökologisches Armageddon zu.»

Die Apokalypse!, darunter geht es nicht im «beängstigend realistischen» Thriller, den der Berner Biologe und Musikproduzent Till Berger im Februar als Goldmann-Taschenbuch veröffentlicht hat: «Breakdown. Welt am Abgrund». Er reisst den Leser mit auf seiner Jagd von Los Angeles nach St. Gallen und von Europol in Den Haag über die Geothermie-Anlage in Katalonien bis zum Nato-Hauptquartier im belgischen Mons. Und er rettet – so viel sei verraten – am Schluss die Welt, weil seine Heldin, eine Klimaforscherin, mit Geld der Terroristen eine Stiftung gründet: «Ich will die Menschen mobilisieren, den Klimaschutz von der Politik einzufordern. Denn wenn wir es nicht verlangen, wird es niemand tun.»

Wie die Schweizer leben

Der Autor lehnt selbstverständlich die Methoden der Terroristen ab, auch wenn er ihr Dogma glaubt, dass der Klimawandel zur Apokalypse führt. Er braucht keinen Terror, denn er kann wenigstens die Schweizer auf mehr oder minder sanfte Weise zu ihrem Glück zwingen: Till Berger ist, wie ihn der Autorenvermerk vorstellt, seit einem Jahr «für die Entwicklung und Umsetzung der Nachhaltigkeitsstrategie des Schweizerischen Bundesrates verantwortlich».

Für jene, die bisher nicht wussten, dass die Eidgenossenschaft nur dank einer Nachhaltigkeitsstrategie weiterbesteht: Im Juli 2001, also vierzehn Monate vor dem Uno-Beitritt im September 2002, legte der Bundesrat der Weltgemeinschaft Rechenschaft ab «über seine Politik der letzten zehn Jahre und über die Ziele



«Ökologisches Armageddon»: Bestseller des Bundesratsberaters Till Berger.

für die nächsten zehn Jahre». Dazu gab sich die Landesregierung schon nach der Umweltkonferenz von Rio 1992, also lange bevor die Nachhaltigkeit 1999 als Staatszweck in die neue Bundesverfassung kam, eine «Strategie Nachhaltige Entwicklung». Seit 2008 stellt sie der Bundesrat jeweils zu Beginn einer Amtszeit zusammen mit der Legislaturplanung vor.

Die Verantwortung dafür tragen statt den Entwicklungshelfern seither die Raumplaner des Bundes – es geht also weniger um die Nachhaltigkeit für die Welt als um die Entwicklung der Schweiz: Die «Sektion Nachhaltige Entwicklung» im Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) kümmert sich nicht nur darum, wo die Schweizer leben, sondern auch wie. Die Sektion führt seit eineinhalb Jahren der Politologe Daniel Dubas, der im letzten Herbst für die Grünen ins Parlament von Lau-

sanne nachrutschte. Und über die Strategie denkt Till Berger nach: Nach dem Biologiestudium tat er sich als Berater vor allem für Littering hervor, bis sich für ihn ein gutbezahlter Posten beim Bund fand.

«Die Strategie war bisher ein zahnloser Papiertiger», stellen die Staatsdiener fest. Aber der Bundesrat will im Januar 2016 noch mehr Papier vorlegen. Und ausserdem soll die Schweiz wieder pflichtschuldig der Uno Bericht erstatten, welche Ziele sie anstrebt. Um die globalen Sustainable Development Goals stritt seit der Konferenz Rio+20 von 2012 eine Open Working Group. Sie einigte sich letztes Jahr zumindest auf siebzehn allgemeine Ziele – allerdings ärgerten sich Kritiker wie der Vertreter des Heiligen Stuhls, unter den Forderungen fänden sich einige, für die es gar kein Mandat, geschweige denn einen Konsens gebe.

Die Ziele wie «Beendet den Hunger», «Sichert die Wasserversorgung» oder «Gewährleistet das Wirtschaftswachstum» zeigen, dass es der Uno vorwiegend um die unterentwickelten Länder geht. So sollen, gemäss einem der wenigen Richtwerte, bis 2030 nur noch siebzig Mütter von 100 000 während der Schwangerschaft oder im Kindbett sterben – in der Schweiz sind es heute acht.

Aber das spricht nicht dagegen, das Land mit der höchsten Lebensqualität der Welt in ein Paradies für alle zu verwandeln. Dieses wollen sich Daniel Dubas und Till Berger bei aller Fantasie nicht allein ausmalen. Sie luden deshalb rund 250 Bundesämter, Behörden, Organisationen und Parteien zu einem Stakeholder-Dialog ein. Insgesamt 195 Leute nahmen am 16. September 2014 an der Eröffnungsveranstaltung im Berner Kursaal teil. Sie hörten Grussworte der Nationalrätinnen Kathy Riklin (CVP) und Adèle Thorens Goumaz (GP), kamen in der Debatte zu Erkenntnissen wie jener, dass es für die Umsetzung der Strategie gar keine Gesetzesgrundlage gebe, und machten sich daran, für neun Handlungsfelder «Visionen und Ziele» auszudenken. 150 000 Franken für Prozessbegleitung, Raummiete und Logistik kostete dieses Brainstorming noch bis im April, schätzt das Bundesamt: «Der Personalaufwand wurde nicht erhoben.» Der kumulierte Stundensatz aller Beteiligten beläuft sich jedenfalls auf einen sechsstelligen Betrag.

«Wichtige Stakeholder fehlen beim Dialog», stellten mehrere Gruppen schnell fest. Als die drei gleich wichtigen Dimensionen der nachhaltigen Entwicklung gelten zwar die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, der gesellschaftliche Zusammenhalt und die ökologische Verantwortung. Vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) nahm aber niemand teil; vom Dachverband Economiesuisse kamen fünf Vertreter neben drei von der Lobbygruppe Swisscleantech, und vom Think-Tank Avenir Suisse machte einer mit, wie von Bird Life Schweiz, Swiss Fair Trade oder Seilbahnen Schweiz. Abgesehen von einem Grünen und einer Grünliberalen fehlten auch Experten von allen Parteien.

Bei neun Zehntel der Visionäre kommt der Lohn direkt oder indirekt von den Steuerzahlern. Und so sehen ihre Visionen für die Schweiz im Jahr 2030 aus. «Jedem Menschen ist der Zugang zu einer angemessenen Arbeit zu einem fairen Lohn garantiert.» Oder: «Alle Haushalte haben in allen Gemeinden Zugang zu für sie finanziell tragbarem und zumutbarem Wohnraum, der nachhaltig erbaut, betrieben und genutzt wird und von guter architektonischer Qualität ist.» Und vor allem: «Die Menschen praktizieren bei guter Lebensqualität einen suffizienten und gesunden Lebensstil unter Beachtung der ökologischen Belastungsgrenzen.» Wie sich die Schweiz zu dieser «Brave New World», wie ein

Insider spottet, entwickeln soll, bleibt offen: Marktwirtschaft ist im Papier nicht vorgesehen, direkte Demokratie schon gar nicht.

Diese für viel Geld ausgedachten Visionen dürfte der Bundesrat wieder zum Papiertiger zähmen. Aber das heisst nicht, dass die Ideen wirkungslos verpuffen. Denn die Staatsdiener werkeln alltäglich an der Umsetzung ihrer Strategie, ob mit Rechtsgrundlage oder ohne. So träumt Bruno Oberle, der Direktor des Bundesamtes für Umwelt, seit seinem Amtsantritt vor neun Jahren davon, unser aller Ressourcenverbrauch zu kontrollieren. Zur GP-Initiative für eine «grüne Wirtschaft», die den «ökologischen Fussabdruck» der Schweiz schmerzhaft beschneiden will, tüftelte das Bundesamt einen Gegenvorschlag aus, der die chancenlose Initiative weitgehend abschreibt. Bundesrätin Doris Leuthard, von ihren Leuten instruiert, brachte das Gesetz mit allerlei Manövern sogar durch den Ständerat; erst jetzt sperrt sich die Kommission des Nationalrats dagegen.

An die Nachhaltigkeit dank staatlicher Planung glauben beim Bund Tausende von Experten, denen es materiell an nichts mangelt: die Energiefachleute, die das Volk zum Sparen zwingen; die Gesundheitsprediger, die alle Leute zum richtigen Leben erziehen; die Raumplaner, die den «Siedlungsbrei» verur-

Marktwirtschaft ist im Papier nicht vorgesehen, direkte Demokratie schon gar nicht.

teilen und den öffentlichen Verkehr, der dazu führt, verhätscheln; die Entwicklungshelfer, die den Rest der Welt davon abhalten, dem reichen Westen nachzueifern. Sie alle beten nach, was Christiana Figueres, die Generalsekretärin der Uno-Klimakonvention, kürzlich sagte: «Dies ist das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass wir uns bewusst die Aufgabe stellen, das Wirtschaftsmodell zu ändern, das in den letzten 150 Jahren seit der Industriellen Revolution herrschte.» Im Klartext: den Kapitalismus zu überwinden.

Im Krieg um die letzten Rohstoffe

Was, wenn nichts geschieht? Dann bleibt für Till Berger nur das Szenario, das er in seinem Thriller vom Geldgeber der Terroristen ausmalen lässt. «Sehen Sie sich doch um. Die Welt wird von innen ausgehöhlt. Wir zerstören systematisch unsere Lebensgrundlagen. Wir verbrauchen so viele Ressourcen, dass es dreimal die Erde bräuchte, um sie bereitzustellen. Wir leben auf Kredit der zukünftigen Generationen. Wir befinden uns schon mitten im Krieg um die letzten Rohstoffe», predigt der ehemalige Öl-Tycoon. «Unsere Gesellschaft ist mit oder ohne Rohstoffe zum Scheitern verurteilt.»

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80

Ideologische Immissionen

Obwohl die Flugzeuge immer leiser werden, gehen windige Politiker mit dem Reizthema Fluglärm auf Stimmenfang. Dabei sind vom Bahnlärm viel mehr Anwohner betroffen. Sogar aus ökologischer Sicht schneidet die Fliegerei oft besser ab als die Bahn. *Von Alex Baur*

Glaubt man dem Zürcher Nationalrat Ruedi Noser (FDP), wird der 6. März 2015 als historisches Datum in die Geschichte der Eidgenossenschaft eingehen: Die Landesregierung hat an diesem Tag beschlossen, 300 Millionen Steuerfranken für das Projekt Innovationspark auf dem Areal des Flugplatzes von Dübendorf aufzuwerfen. Das Lebenswerk des geschmeidigen Konsenspolitikers Noser geht nach zehn Jahren beharrlicher Lobbyarbeit seiner Vollendung entgegen.

Politisch ist das Projekt Swiss Innovation Park breit abgestützt. Die Bundesratsparteien schwingen mit zwölf einflussreichen Vertretern (9 Regierungsräte, 2 Nationalräte, 1 Stadtpräsident, 1 Ständerätin, wovon 2 FDP, 2 CVP, 2 SVP, 6 SP) im Vorstand des Vereins das Szepter. Womit allerdings auch klar ist: Der Innovationspark ist in erster Linie ein politisches Vehikel. Was dort genau erfunden werden soll, bleibt nebulös. Irgendwie soll es mit Ökologie und internationaler Ausstrahlung zu tun haben.

Duckmäuserische Bürgerliche

Der 6. März 2015 könnte für die weltoffene und internationale Schweiz allerdings auch als grauer, womöglich sogar rabenschwarzer Tag in die Geschichte eingehen. Der Flughafen Kloten platzt bekanntlich aus den Nähten. CEO Stephan Widrig möchte die Privat- und Geschäftsfliegerei (General Aviation), die rund fünfzehn Prozent der Flugbewegungen ausmacht, aber nur sehr wenige Passagiere bringt, vom Zürcher Airport verdrängen. Dübendorf drängt sich als Ersatz geradewegs auf.

Das würde Sinn ergeben. Ein Business-Airport im Einzugsbereich der Zürcher City wäre ein unbezahlbarer Trumpf für den Wirtschafts- und Forschungsstandort. Die Alternativen wären die verkehrstechnisch schlecht erschlossenen Flughäfen Grenchen, Bern-Belp oder Altenrhein. Der Armee bliebe mit der Piste in Dübendorf ein Standbein und Ausweichflugplatz im östlichen Landesteil erhalten. Dübendorf wäre auch ein idealer Standort für flugnahe Betriebe, eine in der Schweiz florierende Branche, die sich auf dem traditionsreichen Platz längst etabliert hat (Rega, Skyguide, Ju-Air, Aerolite, Naef Flugmotoren).

Zwar wäre mit Mehrverkehr zu rechnen. Aber nicht mit mehr Lärm. Moderne Businessjets sind kaum noch zu hören, laute Flieger können, wie etwa beim Londoner City Airport, getrost vom Platz verbannt werden. Würde der Betrieb in Dübendorf aber eingestellt, würde

der heute gesperrte Luftraum über dem Flugplatz selbstverständlich für An- und Abflüge von und nach Kloten geöffnet und genutzt werden – und beileibe nicht für kleine Flusterjets, sondern für die grossen Brummer.

Zwar hat sich der Bundesrat halbherzig zum Erhalt des Flugplatzes Dübendorf bekannt, der künftig militärisch wie zivil genutzt werden soll. Die Abstriche wären allerdings massiv: Die Piste soll um 600 Meter gekürzt werden, die geplante Retortenstadt am westlichen Pistenkopf dürfte den Flugbetrieb massiv einschränken. Es ist fraglich, ob ein Flugplatz unter den restriktiven Vorgaben überhaupt rentabel wäre. Von linker Seite werden bereits Forderungen nach Sozialwohnungen auf dem Flugareal laut. Konflikte sind nicht nur absehbar, sie werden richtiggehend provoziert.

Die Haltung des Zürcher Volkswirtschaftsdirektors Ernst Stocker (SVP) ist typisch: Während er den Innovationspark in höchsten Tönen anpreist, meidet er das Thema der Fliegerei – und wenn es sich denn nicht vermeiden lässt, fabuliert er ausweichend von «Vorbehalten» des Kantons. Eine ähnlich duckmäuserische Haltung vertritt auch sein SVP-Regierungsratskollege Markus Kägi. Während die Linke offen gegen die Fliegerei agitiert und mobilisiert, gehen die Bürgerlichen in Deckung.

Beim Flughafen Kloten ist die Lärmbelastung trotz steigenden Passagierzahlen rückläufig.

Gewiss, es stehen Wahlen an, keiner will es mit den Anwohnern verderben. Gewiss, Innovation und Park, das klingt immer gut. Doch ob Kreativität und Erfindergeist wirklich gedeihen in einer nach politischen Vorgaben auf dem Reissbrett kreierte und mit Steuergeldern gedopten Retortenstadt auf der grünen Wiese, das ist mehr als fraglich. Doch wo der grosse städteplanerische Wurf den Visionären und Spekulanten feuchte Träume beschert, bleibt kein Raum für praktische Fragen.

Tatsächlich war beim Innovationspark von Anfang an bloss eines klar: Sein Zweck besteht in erster Linie darin, den Erhalt des Flugplatzes zu verhindern. Ansonsten gibt es keinen Grund, den «Park» ausgerechnet und unbedingt in Dübendorf hinzupflastern. Im Einzugsbereich der ETH auf dem Hönggerberg gäbe es mehr als genug Raum, auf dem ein derartiges Projekt organisch wachsen könnte – mit einem aviati-

schen Ableger, warum nicht, in Dübendorf. Aber sicher nicht am Pistenkopf.

Willkürlicher «Schienenbonus» des Bundes

Die Angst vor der Fliegerei hat in jeder Hinsicht etwas Irrationales. Ausgerechnet jene Politiker, die eine internationale und welt-offene Schweiz fordern, beschränken zugleich den Luftverkehr, wo sie nur können (was sie wiederum nicht daran hindert, selber von einer internationalen Konferenz zur nächsten zu jetten). Als Argument werden Lärm- und Umweltbelastung aufgeführt. Beides hält einer nüchternen Betrachtung nicht stand.

Schnellbahnen werden als umweltfreundliche Alternative gepriesen. Mit der besten Zugverbindung sind Rom, Berlin oder Wien von Zürich aus in rund acht Stunden zu erreichen, Paris in rund vier Stunden. Im Flug dauert der gleiche Trip rund eine Stunde. Die Zugfahrt nach Stockholm dauert im besten Fall 24 Stunden, Athen oder Lissabon müssten mit dem Bus angesteuert werden.

Doch selbst wenn Reisende den Zeitverlust auf sich nähmen, täten sie ihren Mitbürgern keinen Gefallen. In der Schweiz sind nämlich gemäss Bundesamt für Umwelt fast doppelt so viele Menschen von lästigem Bahnlärm (140 000) betroffen wie von Fluglärm (65 000). Lästig gilt der Lärm ab einer durchschnittlichen Belastung von 60 Dezibel. Doch die Rechnung entspricht kaum der Realität: Sie ist durch den sogenannten Schienenbonus politisch massiv geschönt. In Wirklichkeit werden noch viel mehr Anwohner durch Bahnlärm gestört.

Gemäss eidgenössischer Doktrin werden bei der Messung des Bahnlärms nach einem komplizierten Schlüssel 5 bis 15 Dezibel diskret abgezogen. Der Schienenbonus eben. 10 Dezibel entsprächen etwa einer Halbierung des Lärms. Die Begründung: Anders als der Strassenlärm sei der Bahnlärm nicht andauernd und daher weniger störend. Exakt dasselbe Argument wird bei der Fliegerei aber genau andersherum ausgelegt: Der Fluglärm störe besonders, weil er ungleichmässig sei.

Richtig ideologisch wird es bei der zweiten Rechtfertigung für den Schienenbonus: Demnach ist der Bahnlärm weniger gravierend, weil die Bahn politisch akzeptiert sei und deshalb als natürlich empfunden werde. Dass Aviatik-Fans – und die Volksaufmärsche bei den Airshows zeigen, dass dies nicht wenige sind – andersherum fühlen könnten, wird von den Ideologen gar nicht erst in Betracht gezogen.



Hauptzweck, den Flughafen zu verhindern: Projekt Innovationspark Dübendorf.



Massive Einschränkung des Flugbetriebs: Plan der Retortenstadt am Kopf der Piste.

Kurt Eggenschwiler, Leiter der Abteilung Akustik/Lärminderung bei der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa), räumt ein, dass das Lärmempfinden etwas Subjektives sei. Die Wissenschaft wäre gefordert, doch der Bund geize just in diesem Bereich mit Forschungsgeldern. Man könnte es allerdings auch machen wie die sicher nicht minder lärmempfindlichen Deutschen: Sie haben den Schienenbonus Anfang Jahr einfach ersatzlos gestrichen.

Tatsächlich handelt es sich beim Fluglärm zu einem guten Teil um ideologische Emissionen. Dank moderner Technologie ging die Lärm-

belastung seit der Einführung der ersten Düsenjets in den 1950er Jahren um bis zu 25 Dezibel zurück. Konkret heisst dies: Ein moderner Airbus A380-842 ist sechsmal weniger laut als die 1958 in Verkehr gesetzte Boeing 707-100.

Beim Flughafen Frankfurt zum Beispiel ging die gemessene Lärmbelastung zwischen 1988 und 2000 um fast ein Viertel zurück, obwohl die Zahl der Flugbewegungen um 40 Prozent stieg. Auch beim Flughafen Kloten war die gesamte Lärmbelastung in den letzten Jahren trotz steigenden Passagierzahlen rückläufig. Die Zahl der Lärmbetroffenen ist zwar leicht gestiegen, was allerdings auf ein massives Bevöl-

kerungswachstum (plus 23,4 Prozent zwischen 2000 und 2012 im Zürcher Unterland) zurückzuführen ist. Die Region boomt. Neuzuzüger lassen sich vom Fluglärm, vor dem sich empfindliche Ohren mit baulichen Massnahmen locker schützen lassen, offenbar nicht abschrecken. Und wer gerne im Grünen lebt, muss ja nicht unbedingt nach Opfikon ziehen.

Die europäische Luftfahrtbehörde Easa rechnet mit einer weiteren Halbierung des Lärms bei

Die Vernunft hatte schon immer einen schweren Stand, wenn die Politik ins Spiel kam.

neu zertifizierten Fliegern in naher Zukunft. Gelingt dies, ist der Fluglärm kaum noch ein Thema. Entscheidend sind dabei neben modernen Triebwerken Verbesserungen bei der Aerodynamik und neue Materialien beim Flugzeugbau. Dies hat wiederum massive Einsparungen beim Treibstoffverbrauch zur Folge. Auch hier wurden in den letzten Jahrzehnten revolutionäre Fortschritte gemacht. Denn jedes Pfund Treibstoff, das eingespart wird, bedeutet mehr Nutzlast und mehr Reichweite. Und jedes Dezibel weniger Lärm bedeutet weniger Landetaxen. Im knallharten Wettbewerb, den sich die Airlines heute liefern, sind dies entscheidende Faktoren.

Luftstrassen sind gratis und ökologisch

Bei einem Grossraumjet rechnet man heute mit drei Liter Treibstoff pro Passagier auf hundert Kilometer (Luftlinie notabene). Auf lange Strecken ist das Flugzeug damit schnell einmal umweltfreundlicher als das Auto – und unter Umständen auch sauberer als der Zug. Als etwa Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) 2009 mit einem halbleeren Sonderzug an die Klimakonferenz nach Kopenhagen ratterte, setzte er gemäss Mobitool, dem offiziellen CO₂-Rechner der SBB, dank des deutschen Kohlestroms mehr Treibhausgase (276 kg) frei, als wenn er mit seiner Entourage bequem im vollbesetzten Flugzeug (102 kg) gereist wäre.

Anders als die Eisenbahn verursachen Flugzeuge kaum Feinstaub. Es gibt keine Trassees, die aufwendig gebaut, unterhalten und mit Pflanzengift gesäubert werden müssen. Luftstrassen muss man auch nicht vom Schnee freiräumen, salzen und alle paar Jahre wieder sanieren. Sie brauchen keine milliardenschweren Viadukte und Tunnels, verschandeln keine Landschaften, sie durchtrennen keine Lebensräume und brauchen weder Platz noch hässliche Lärmschutzmauern.

Wer von Lugano nach Genf fliegt, vermeidet den mühseligen und nutzlosen Umweg via Milano oder Zürich – die sparsame Direttissima führt durch die Luft übers Wallis. Das ist vernünftig und schont Ressourcen. Doch die Vernunft hatte schon immer einen schweren Stand, wenn die Politik ins Spiel kam. ○



Kampfrolle im Schafspelz.

Es geschah im stockdunklen Stall

Sie blöken, gelten als duldsam, demütig und dumm. Aber ist das ein Grund, Schafe elendiglich krepieren zu lassen? Eine Tragödie am Brienzersee wühlt die Gemüter auf. Höchste Zeit für eine Klarstellung: Der Wollzwerg ist die meistunterschätzte Kreatur – und des Menschen ältester Freund. *Von Urs Gehrig*

Der Tatort liegt in einem lottrigen Schopf in Niederried, einem *Ghütt* ohne Fenster und Licht, zwischen dem schroff ansteigenden Brienzergrat und dem glitzernden Brienzersee, auf welchem grüngraue Wellenleiber wandern und treiben, sich klatschend aufbäumen, um in unerwartete Richtungen auseinanderzuschossen.

Von der theatralischen Naturkulisse haben die Opfer in ihrem finalen Lebensabschnitt nichts mehr mitbekommen, sie waren eingesperrt im stockfinsternen Schopf. Irgendwann im letzten Herbst muss hier die Tür ins Schloss gefallen sein und ward nie mehr geöffnet, bis vor kurzem ein Wanderer vorbeikam, angelockt durch einen beissenden Geruch, der ihm in die Nase stach.

«Ich musste erst mal zurückweichen – derart penetrant war der Verwesungsgestank», so der Passant zum *Berner Oberländer*. Sechs Geissenkadaver in fortgeschrittenem Zerset-

zungszustand fand er im Stall. Doch das war erst der Anfang des Grauens. Nur einen Kilometer entfernt entdeckte die alarmierte Polizei Schafleichen, ein volles Dutzend davon, in einem als Unterstand umgebauten Anhänger, auch diese Tiere qualvoll verendet.

Stallungen verheimlicht

Dringend der Tat verdächtigt wird der Besitzer des krepiereten Viehs, ein Mann mittleren Alters mit Wohnsitz in Brienz, in der Region einschlägig als *Schulderi* und *Moori* bekannt. Dem Vernehmen nach ist er kein Bauer, sondern er gehe anderweitigem Handwerk nach und halte nebenbei Tiere, und zwar auf derart liederliche Weise, dass es bereits früher zu Beanstandungen gekommen war.

«In zwei ähnlichen Fällen wurde der Mann in den letzten Jahren angezeigt», sagt Christoph Gnägi, Sprecher der Berner Kantonspoli-

zei. Letzten Herbst hat man wieder ein totes Schaf vor einer seiner Stallungen gefunden. «Wir haben ihn seit November engmaschig überwacht», sagt Kantonstierarzt Reto Wyss, trotzdem kam es nun zu der Tragödie. Der Grund: «Die Stallungen, in denen es jetzt zum Tiersterben kam, hat der Besitzer uns verheimlicht».

Das Schafsterben vom Brienzersee erinnert stark an einen anderen Fall im Berner Oberland, bei dem 2011 in einem abgelegenen Zweisimmerner Stall achtzehn tote Schafe gefunden wurden. Auch jener Besitzer stand wegen schlechter Tierhaltung unter Beobachtung des Veterinäramts, auch seine Tiere starben in einem Unterstand, den er vor den kontrollierenden Behörden verheimlicht hatte.

Immer wieder trifft es Schafe. In Tägerwilen TG 2010 eine komplette Herde. Ganze Wagenladungen toter Tiere habe man damals

vom Hof des fehlbaren «Grüselbauern» abtransportiert, weiss man im Dorf, «unterernährt und verwurmt» seien die Opfer gewesen, so der Kantonstierarzt. Nicht einmal im Tod ist Schafen bisweilen ein Minimum an Würde vergönnt, wie jener grausige Fund in der Unterwalliser Gemeinde Evionnaz bezeugt, wo 2007 ein illegales Massengrab mit 150 Schafkadavern entdeckt wurde. Der Täter: ein Unterwalliser Schafzüchter, der kranke oder altersschwache Tiere über Jahre hinweg neben seinem Stall vergraben hatte, unter akuter Gefährdung des Trink- und Grundwassers.

Dabei hatte die Freundschaft so wunderbar begonnen, vor rund 10 000 Jahren. Schafe waren die ersten Weggefährten des Menschen auf seinem langen Marsch in die Zivilisation. Lange vor Pferden und Rindern hat der Mensch das Schaf gezähmt, um sich Fleisch zu beschaffen. Auf diese Weise entwickelten unsere Vorfahren aus der Jägerkultur eine Hirtenkultur, und diese mündete schliesslich in den Ackerbau. Unverdrossen treibt das Schaf unseren Fortschritt voran, mit «Dolly» wurde sogar erstmals ein Säuger geklont; dereinst sollen Schafe gar mit auf den Mars auswandern.

Trotzdem geniesst der gutmütige Gefährte einen miserablen Ruf. «Seine Furchtsamkeit ist lächerlich, seine Feigheit erbärmlich», urteilte Deutschlands Meisterzoologe Alfred «Pharao» Brehm (1829–1884), Autor des epochalen Nachschlagewerks «Brehms Tierleben». Kein Wunder, dass die Menschheit einer beklagenswerten Schafverachtung anheimfiel, die bis heute in Schimpfworten wie «Du Schaf!», «Schafskopf!» oder «Schafseckel!» Ausdruck findet.

Stigma des Losers

Es gereicht dem blökenden Wollzweig auch nicht zur Ehrenrettung, dass die Religion sich seine Symbolik zu eigen machte. Vom «Lamm Gottes» (Jesus) über den «guten Hirten» (Priester) bis zur «frommen Herde» (Gläubige) weckt das Schaf Assoziationen von Leiden, Duldsamkeit und blinder Gefolgschaft. Schon im Alten Testament «bääähts» und «määäähts» in Demut, opfert Abel Gott ein Lamm aus seiner Herde und Abraham anstelle seines Sohnes einen Widder.

Das Stigma des Losers verfolgt das Schaf bis nach China, wo Kinder, die im Jahr des Schafes geboren werden, als wenig ehrgeizig, antriebslos und langweilig gelten. So schlecht ist es um den Ruf der Schafsmenschen im fernöstlichen Tierkreis Zodiak bestellt, dass neulich in ganz China Schwangere zum Kaiserschnitt in die Kliniken eilten, um ihr Kind noch vor Anbruch des Schafjahres (am 19. Februar) in die Welt zu setzen und ihm somit ein stolzes Leben im Sternzeichen des erhabenen Pferdes zu sichern.

Nichts, nicht das Geringste, so scheint es, will der Mensch mit dem Schaf gemein haben. Dabei steht Menschen jegliches elitäre Gehabe auf Schafes Kosten schlecht an. Schauen wir

uns doch mal im Spiegel an. Es ist ernüchternd, wie geradezu altertümlich – im Gegensatz zum Gehirn, auf welches wir uns mächtig was einbilden – beispielsweise unsere Beine und Arme geblieben sind. Sie haben sich alle Knochen bewahrt, die man schon bei den primitivsten Landtieren findet.

Überhaupt ist die landläufige Meinung, laut der Schafe dumm und einfallslos seien, nichts weiter als ein dürrer Mythos. Im Kino braust derzeit frenetisches Geschrei aus den Sperrsitzeihen, wenn auf der Leinwand «Shaun das Schaf» seine Artgenossen aus dem Alltagstrott befreit, indem es Wachhund, Bauer überlistet und seine Woll-Combo auf einer infernal

Wer hat gewusst, dass sich ein Schaf über 50 Gesichter von Artgenossen merken kann?

abenteuerlichen Odyssee durch die Grossstadt schaukelt und schliesslich mit Cleverness und Fortüne zum Happy End zurück in den Stall navigiert.

Sie lächeln mitleidig, werte Leserschaft, und ich weiss, worüber. Fantasterei sei die These vom cleveren Schaf, ein von Plastilinkünstlern gekneteter Blödsinn. Dann bitte, lesen Sie dies: «Schlaue Schafe bezwingen Viehrost». Unter dieser Schlagzeile berichtete neulich die ehrwürdige BBC aus den Mooren von Yorkshire, Nordengland. Dort haben Schafe nämlich die Fähigkeit entwickelt, über eine drei Meter breite, huf sichere Viehsperre zu rollen, um ihren Fressradius zu Ausflügen in benachbarte Privatgärten auszudehnen.

«Sie legen sich auf die Seite und rollen um ihre Längsachse über die Absperrung», schildert Augenzeugin Dorothy Lindley das «Wunder von Yorkshire». Eine Kampfrolle im Schafspelz! «So etwas haben wir noch nie gesehen», kommentiert die Sprecherin der National Farmers' Union. Doch die Sprecherin der National Sheep Association hält dagegen: «Schafe sind ziemlich intelligente Geschöpfe, sie haben mehr Hirnschmalz, als Menschen ihnen zugestehen.»

Das ist eine dreiste Untertreibung, Schafe sind vielleicht die meistunterschätzte Spezies unter dem Firmament. Wer hat gewusst, dass sich ein Schaf über fünfzig Gesichter von Artgenossen merken kann? Sogar über zwei Jahre lang!, wie Forscher des Babraham Institute in Cambridge wissenschaftlich bewiesen haben.

Damit nicht genug der Schafsgenialität. Ein Forschungsteam der Utah State University hat herausgefunden, dass bereits Lämmer unterscheiden lernen, welche pflanzlichen Futterbestandteile ihnen guttun. Sie lernen sogar, Heilkräuter als Medizin gegen die Auswirkungen ungeniessbarer Pflanzen einzunehmen. Schafe sind auch durchaus in der Lage, auf verändernde Umwelteinflüsse zweckmässig zu

reagieren. An heissen Sommertagen stellen sie sich in engen Kreisen auf, die Köpfe ins Kreisinnere gerichtet und zwischen die Vorderbeine gesenkt, um sie der sengenden Sonne zu entziehen und die Atmung zu reduzieren. Es ist Schaf-Survival-Technik, wie sie auf jeder Schweizer Alp praktiziert wird.

4000 tote Schafe auf den Alpen jedes Jahr

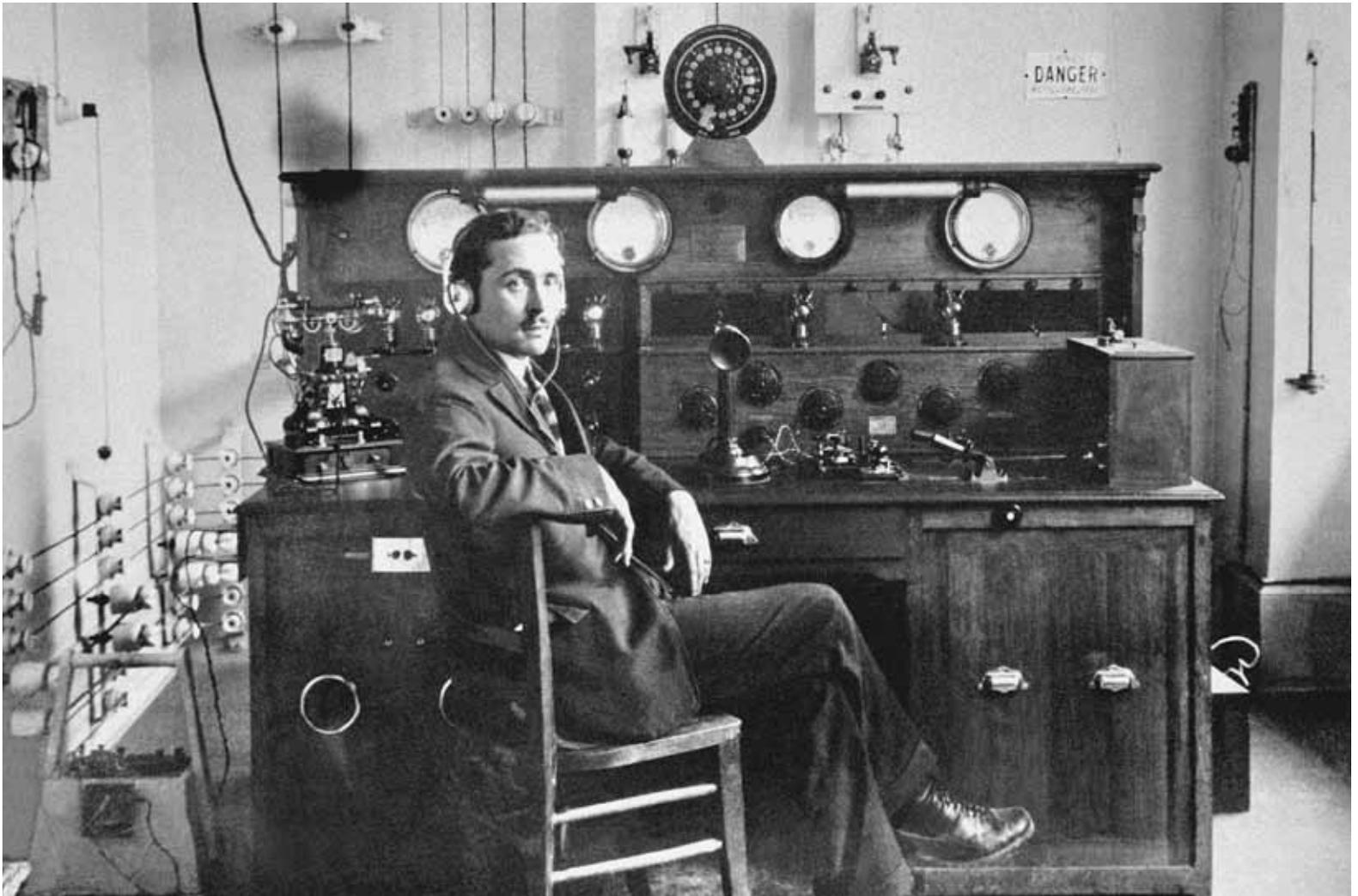
Doch gerade dort, in luftiger Höhe, wo Zehntausende Schweizer Schafe jeweils den Sommer verbringen, ereignen sich die schrecklichsten Schaftragödien. Mehr als 4000 Schafe kehren jeden Herbst nicht mehr ins Tal zurück, weiss man beim Schweizer Tierschutz. Viele von ihnen würden einen einsamen, qualvollen Tod sterben. Sie erfrieren, verhungern, stürzen ab, erkranken, verfangen sich im Stacheldraht oder werden vom Blitz getroffen. Die Öffentlichkeit erfährt in der Regel nichts davon. Im Vergleich dazu ist der Wolf ein Lamm, «bloss» 200 Schafe gehen auf sein Konto. Auch das Schafsterben vom Brienersee und ähnliche Dramen sind, gemessen an den Alptoten, ein Klacks. «Solche Fälle liegen im Promillebereich» (Kantonstierarzt Wyss).

Bis Ende Juni sammelt der Naturschutz Unterschriften für die «Petition Alpschafe» zugunsten rigoroserer Vorschriften und Kontrollen zum Schutze des Schafs. Einmal mehr ist es die Forschung, die Rettung verspricht. In Uruguay haben Wissenschaftler in der Dunkelheit fluorgelb leuchtende Schafe gezüchtet, indem sie deren Erbgut mit Quallen-DNA versetzten. Nun braucht man bloss noch dem Wolf per Genmanipulation ein leuchtend rotes Fell zu verpassen und Schafbesitzer mit einem Hirtenroboter (wie an der Universität Uppsala entwickelt) samt Abschussvorrichtung auszurüsten, subventioniert durch Direktzahlungen – und der Alpschaf-Frieden ist perfekt. ○

The advertisement features a diamond-shaped logo with the letters 'CP' inside. Below the logo, the text reads 'CRESTA PALACE' in a serif font. The main title 'Osterfreuden' is written in a large, elegant script font, followed by 'SKI-(S)PASS CHF 35.-' in a smaller, bold sans-serif font. The text continues with details about the pass: 'Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen. 7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.- im DZ/Person Ab 2 Nächten: Skipass für CHF 35.- pro Person/Aufenthaltsstag Wintersaison bis 12. April 2015'. There are three stars below this text. At the bottom, the address 'CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz' and contact information 'T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch Elisabeth und Hanspeter Herren' are listed. A small illustration of the hotel building is at the very bottom, with the text 'das Bergjuwel' written in a cursive font below it.

Angst ist die Mutter der SRG

In der grossen Diskussion um Mediensteuer und Service public hilft ein Blick in die Geschichte des Schweizer Rundfunkwesens. Damals war fast alles wie heute: Man fürchtete die Wirkung des neuen Mediums und die Macht der Technokraten, hatte keine Strategie und stritt sich um Geld. Teil 1/2. Von Karl Lüönd



An das Publikum und seine Bedürfnisse dachte niemand: Roland Piece, technischer Leiter der ersten Radiostation der Schweiz, 1922.

Die Schweiz war, was den Rundfunk angeht, nicht gerade bei den Pionieren. Bereits 1896 hatte Guglielmo Marconi seine entscheidende Erfindung der Radiotelegrafie patentieren lassen. Doch erst 1923 wurde in der Schweiz die erste Bewilligung für einen Rundfunk-Versuchsbetrieb erteilt. Auch in anderen Ländern verzögerte sich die Einführung, vor allem wegen des Ersten Weltkriegs. Doch weil die Schweiz weder Kolonien besass noch Hochseeschiffahrt betrieb, fehlten kommerzielle Anreize zur Adaptation und Weiterentwicklung der neuen Nachrichtentechnologie.

1909, also lange bevor die erste Rundfunkkonzession erteilt wurde, hatte der Bundesrat die regulatorischen Weichen gestellt, indem er die Aufsicht über den zivilen Telefon- und Telegrafverkehr dem Post- und Eisenbahndepartement anvertraute. Diese historische Fussnote dokumentiert das über Jahrzehnte

hinweg dauernde Tauziehen zwischen Politik und Technik, verkörpert durch den damaligen bundeseigenen Monopolbetrieb PTT. Diese traten immer wieder als Innovationstreiber hervor, denn sie sahen als einzige unter den in der Rundfunkpolitik wirkenden Kräften von Anfang an klar das kommerzielle Potenzial des Radio- und später des Fernsehbetriebs.

Radio und Fernsehen waren über alle Epochen hinweg immer eine enorme Einnahmenquelle für die PTT. Lange Zeit mussten sie ihre Aufwände weder wie ein privater Lieferant nachweisen noch nach hart verhandelten Tarifen verrechnen. Sie konnten sich vielmehr während Jahrzehnten prozentual der ständig wachsenden Einnahmen aus Konzessionsgebühren bedienen, ohne dass je eine klare Kostenrechnung verlangt worden wäre. Klar, dass auch die PTT nie daran interessiert waren Private ins Rundfunkgeschäft eintreten zu lassen!

Erst der Druck von aussen löste die Erstarrung nach dem Ersten Weltkrieg. Die Marconi-Gesellschaft wollte in Genf beim Völkerbund eine kommerzielle Radiotelegrafiestation einrichten. Zugleich drängte der aufkommende Flugverkehr auf die Nutzung der Radiotelefonie. Als 1922 die erste Schweizer Radiostation über den Äther ging – ein Musikprogramm vom Flugplatzsender von Lausanne –, waren in den USA schon Millionen von Radioempfängern in Betrieb. Der Hauptwiderstand gegen die Verbreitung des Radios in der Schweiz kam vom Militär. Schon 1913 hatte Generalstabschef Sprecher vor einem möglichen Missbrauch durch die Spionage gewarnt.

Technischer Rückstand, militärisches Misstrauen und Machtanspruch von Regierung und Verwaltung: Vor diesem Hintergrund entstand 1922 das erste, betont restriktive Telegraf- und Telefonverkehrsgesetz. Dem freisinnigen

Bundesrat Robert Haab gelang es, darin nicht nur das staatliche Monopol für den Nachrichtenverkehr sondern auch die Vollmacht zu verankern, «zur Wahrung wichtiger Landesinteressen die Telegraf- und Telefoneinrichtungen für den allgemeinen Verkehr zu schliessen oder deren Benützung zu beschränken und zu überwachen». Haab gab gegenüber dem Nationalrat zu, dass er dem neuen Medium misstraute und das Land vor inneren Unruhen schützen wollte, die dieses möglicherweise anfachen könnte. Ganz selbstverständlich erhob die Politik auch einen Kontrollanspruch über den redaktionellen Inhalt des neuen Mediums.

Der SRG-Historiker Edzard Schade begründet dies so: «Die Schweizer Bundesbehörden bekräftigten fast bei jeder Gelegenheit ihre Absicht, beim Radio keine <amerikanischen Verhältnisse> zuzulassen. Sie drückten damit ihren Willen aus, selber aktiv Radiopolitik zu betreiben, damit der Rundfunk nicht einfach von den Marktkräften gestaltet werde.»

BBC-Spitzen als Berater

Ein Muster für die Regulierung des Radiowesens erblickten die Schweizer Politiker in der Ende 1922 gegründeten BBC, einer zunächst von der Industrie finanzierten Monopolanstalt, die ein werbefreies Programm anbot und 1927 in eine öffentlich-rechtliche Körperschaft umgewandelt wurde. Sie brachte den Begriff des «service public» erstmals ins Gespräch. Dankbar nahmen die Schweizer Behörden diesen Input entgegen. BBC-Spitzen wurden in der Folge häufig als Berater beigezogen.

In den Schweizer Regionen regte sich sofort der ureidgenössische Angstreflex vor Zentralisierung, verbunden mit dem Argwohn, der politische Gegner könnte zu viel Einfluss erlangen. Die regionalen Radiogenossenschaften traten als Konzessionsnehmer auf und organisierten den Programmbetrieb. Von 1922 bis 1931 entstanden erste Radiosender in den Regionen, doch geschah dies höchst ungleichmässig und nach unterschiedlichen, teilweise widersprüchlichen Kriterien. In Lausanne zum Beispiel hatten die Radioverkäufer grossen Einfluss auf die Trägerschaft, dort erschien sogleich auch eine erste Programmzeitschrift. In Zürich dagegen beteiligte sich die ab 1928 von einer roten Mehrheit regierte Stadt am Genossenschaftskapital und nahm Einfluss. Die Radiogenossenschaft Zürich erhob ausserdem Ansprüche in Richtung Ostschweiz und Graubünden und geriet in Konflikt mit den Bundesbehörden, die in der Folge die Sendestärke der Zürcher Station auf 500 Watt begrenzten. Bern und Basel verfolgten eine regionalpolitische Agenda.

Verbreitungstechnisch kamen diese frühen, vom Bund an kurzer Leine geführten Regionalradios nur mühsam voran, denn es mangelte an Geld fürs Programm. Entsprechend schleppend entwickelten sich die Hörerzahlen. 1927 gab es in den fünf Radioregionen erst kümmer-

liche 32 700 Konzessionszahler. Die Verbreitung des Rundfunks war damals in Grossbritannien mehr als dreimal so dicht wie in der Schweiz. 1928 ging in Zürich die Zahl der Konzessionen sogar um 5 Prozent zurück, nachdem eine Erhöhung der Konzessionsgebühr angekündigt worden war.

Es fehlte eine nationale Rundfunkstrategie! Zur Service-public-Ideologie gehörte schon damals die Idee der nationalen Kulturpropaganda durch das Mittel des Rundfunks. Ein wichtiges Aha-Erlebnis bescherte den Bundesbehörden diesbezüglich der Berater Peter P. Eckersley, Chefingenieur der BBC, der im Zusammen-

Die PTT waren der einzige Spieler auf dem Feld, der unternehmerisch dachte und handelte!

hang mit der internationalen Frequenzverteilung der Schweizer Regierung riet, für jedes der drei Sprachgebiete einen Grosssender zu verlangen. Es funktionierte. Im Mai 1929 bewilligten die eidgenössischen Räte einen Kredit von 1,7 Millionen Franken für zwei Grosssender und einige kleinere Stationen diskussionslos. Damit begann das Zeitalter von Beromünster, Sottens und Monte Ceneri.

Eckersleys Expertise und die allgemeine strategische Ratlosigkeit der politischen und kulturellen Eliten in der Schweiz waren die unmittelbaren Auslöser für die Gründung der SRG. Im Hintergrund tobte der immerwährende Streit um die Verteilung der Konzessionsgebühren, soweit diese nicht von den PTT abgetischt wurden.

Eine alternative Methode, mit dem Instrument Radio umzugehen, wurde im Tessin verfolgt, wo 1930 eine regionale Radiogesellschaft gegründet wurde. Regie führte der kämpferische und taktisch geschickte sozialistische Regierungsrat Guglielmo Canevascini. Es gelang ihm, den Sender auf dem Monte Ceneri zu einem Sprachrohr des Widerstands gegen das Mussolini-Regime in Italien zu machen. Zugleich machte er zum Ärger der Bürgerlichen die Tessiner Trägerschaft und deren Programmorganisation zu einem Bollwerk der Linken. Böse Zungen sagten, er sei davon ausgegangen, dass in Bern sowieso niemand richtig Italienisch verstehe.

Am 21. März 1931 wurde also die Schweizerische Rundspruchgesellschaft (SRG) gegründet. Der bundesrätliche Sprecher mahnte, der Rundfunk sei für das Publikum da und nicht umgekehrt. Der gleiche Bundesrat bestand auf einem möglichst unpolitischen Programm. «Seine» PTT liessen sich scharfe personalrechtliche Kompetenzen geben («Entlassung von ungenügenden Kräften des Programmleiter- und Ansagepersonals»). Ein anfänglich andiskutierter Programmrat mit Publikumsbeteiligung wurde wegen erbitterten Wider-

stands der Radiogenossenschaft Bern fallengelassen. Doch die Politik gewöhnte sich früh daran, das neue Medium zu kontrollieren und für ihre Zwecke zu gebrauchen.

Paradox: Die PTT waren technischer Dienstleister, doch ihr departementaler Überbau fungierte zugleich als Kontrollorgan der jungen SRG. Während die Politik dem neuen Medium nach wie vor misstraute, wurden die von den Konzessionsgeldern angelockten Technokraten kreativ. Sie investierten viel Geld in die Sender und bauten mit dem Telefonrundspruch einen zweiten, qualitativ zuverlässigen Verbreitungskanal auf. Beim Telefonrundspruch handelte es sich um ein Drahtfunkverfahren, das Radioprogramme über das Telefonnetz verbreitete und so vor allem in den Voralpen, wo die Versorgung mit terrestrischen Sendern noch nicht lückenlos war, eine viel bessere Empfangsqualität bewirkte.

Zugleich schufen SRG, PTT und Radiogerätehändler 1931 gemeinsam die «Pro Radio», eine Werbeorganisation für mehr Radiokonzessionäre, um die Verbreitung des Radios zu beschleunigen. Die Investitionen sollten auf grössere Nutzerzahlen verteilt werden. Verführerisch winkte der Skaleneffekt. Die PTT waren der einzige Spieler auf dem Feld, der unternehmerisch dachte und handelte! Zugleich nützte sie ihre Stellung als Aufsichtsbehörde aus, als sie den Radiogerätehändlern eine 5-Franken-Kontrollmarke pro Gerät aufzwang. Der Ertrag dieser «Radio-Vignette» wurde zur Finanzierung der «Pro Radio» verwendet, die neue Konzessionszahler anzuwerben hatte.

Sonntagspredigten kontrolliert

Das Gründungsszenario der SRG war also staatsnah, scharf kontrolliert, materiell kurz gehalten und gelenkt von einer pingeligen, technokratisch orientierten Verwaltung. Inhaltliche Debatten wurden, wenn überhaupt, in den Mitgliedergesellschaften geführt, deren Kompetenzen aber begrenzt waren. Detailquellen zeigen: Schon damals war klar, dass vor allem mit Nachrichten und Unterhaltung Quote zu machen war. Doch ab 1926 musste das Radio die aktuellen Nachrichten ausschliesslich von der Schweizerischen Depeschagentur beziehen, die den Zeitungsverlegern gehörte. Diese passten eifersüchtig auf, dass das von ihnen als Konkurrenz empfundene Radio nicht zu viel Präsenz erhielt, das heisst vorerst nur drei Nachrichtenbulletins pro Tag senden durfte. Angst vor dem Neuen auch hier! Bundesrat und Verleger hätten lieber eine noch einfachere Arbeitsteilung gehabt: Nachrichten und politische Kommentare in der Presse, Bildung, Unterhaltung und Musik im Radio. An das Publikum und seine Bedürfnisse dachte niemand.

Die aktuellen Sendungen, vor allem die Vorträge, die damals in Ermangelung von Aufzeichnungsgeräten noch live am Mikrofon ge-

halten wurden, unterlagen einer strengen Kontrolle. Die Studioredaktoren waren gehalten, alle Vortragsmanuskripte vor der Ausstrahlung zu prüfen und aufzupassen, dass die Referenten nichts anderes als den genehmigten Inhalt verbreiteten. Sogar die Sonntagspredigten wurden kontrolliert. Als die Genfer und Lausanner Sender aktuelle und kontroverse Themen zu behandeln wagten – etwa die AHV-Vorlage von 1931 und die Abrüstungsverhandlungen des Völkerbundes –, wurden sie scharf zurückgepfiffen.

Die bellende Stimme des Führers

Die Angst der Politiker vor der Macht des neuen Massenmediums Radio wurde auch von einem Mann geschürt, der ab 1933 fast jeden Abend auf Schweizer Radioempfängern zu hören war. Am 30. Januar 1933 ernannte Reichspräsident Paul von Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Am nächsten Tag hielt Hitler seine erste Radioansprache. Von ihm stammte der Satz: «Der Rundfunk ist ein Hauptmittel der Volksaufklärung und Propaganda.» Bis zur Reichstagswahl am 5. März war die bellende Stimme des Führers in 45 Wahlendungen des Reichsrundfunks zu hören. Die anderen Parteien durften nicht an die Mikrofone. Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) erreichte zusammen mit den Deutschnationalen die abso-

lute Mehrheit. Klar, dass sich die vorsichtigen Schweizer Politiker diese Lektion merkten!

In der Folge entwickelte die SRG Verhaltensmuster, die bis heute ihre DNA ausmachen. In die neugeschaffenen und mit ansehnlichen Vollmachten ausgestatteten Programmkommissionen wurden gezielt auch Skeptiker und Gegner des halbamtlichen Rundfunkapparats eingebunden, etwa der Berner Katholikenführer Franz von Ernst (der es 1935 gar zum SRG-Präsidenten brachte) oder der gewerkschaftliche Chefideologe Fritz Marbach. Sodann stritten sich die Mitglieder der Gesellschaften unverdrossen um die Verteilung der Mittel – eine Vorwegnahme der andauernden Diskussionen über den SRG-internen Finanzausgleich.

Was das Programm betraf, blieb die 1937 erneuerte Konzession absichtsvoll wolkig: «Der Rundspruch hat im Rahmen des Landesinteresses ideale Ziele zu verfolgen und hat alles zu vermeiden, was die öffentliche Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Lande oder die guten Beziehungen zu anderen Staaten stören könnte.» Dass sich die SRG vor diesem Hintergrund während des Zweiten Weltkriegs willig in den Dienst der geistigen Landesverteidigung stellte, verstand sich von selbst. Der missionierende, immer leicht pädagogisch unterlegte «Beromünster-Stil» wurde zur landläufigen radiofonischen Darreichungsform. «Erbauung statt Entspannung» hiess die Parole. Das Volk

sprach respektlos vom «Schnörrisender Beromünster».

Mit dem einmillionsten Konzessionär (1950) hatte das Radio den Status eines Massenmediums erreicht, das nun mit solider Organisation und gefestigten Finanzen dastand. Zur gleichen Zeit wurde das Fernsehen zum Thema. Die inzwischen etablierten Radiokader begegneten diesem mit der gleichen defensiv-ängstlichen Grundeinstellung, unter der sie eine Generation früher selbst gelitten hatten. Man näherte sich diesem Phänomen «weniger mit Begeisterung als vielmehr mit Gelassenheit», liess SRG-Präsident Fritz Rothen 1951 verlauten. Treibende Kraft waren einmal mehr die PTT. Der Bund war so freundlich, den Versuchsbetrieb zu finanzieren. 1957 wurde dann das erste Plebiszit über den Service public durchgeführt, die eidgenössische Volksabstimmung über den Radio- und Fernsehartikel 36bis. Das Volk lehnte mit 57 Prozent ab, wobei ein grosser Teil der Nein-Stimmen als Plebiszit gegen das kulturpolitisch hochumstrittene Fernsehen zu werten war.

Bei diesem Text handelt es sich um einen Auszug aus dem Band «Weniger Staat, mehr Fernsehen» (Hrsg: René Scheu), NZZ Libro, 2015, 232 S., Fr. 22.–

In der nächsten Ausgabe: Staatsgläubiges Grundrauschen, vorseilender Gehorsam, personelle Inzucht; wie trotz Schawinski das freie Unternehmertum ausgebremst wurde; Koalition der Nutzniesser als Geschäftsgrundlage eines sich selbst steuernden Medienkolosses.

«Ich bin Vaudoise.
Ich nehme es gelassen. Für meine
Familie ist gesorgt und meine
Steuern sind optimiert.»

Werden auch Sie Vaudoise.
RythmoCapital bietet die Gewähr einer kompletten Vorsorge, die auf Ihre Finanzen und Ihren Lebensstil zugeschnitten ist. Neben Steuervorteilen erhalten Sie in den ersten beiden Jahren einen aussergewöhnlichen Zinssatz von 3%. Wenden Sie sich an einen Berater in Ihrer Nähe: vaudoise.ch oder 0800 814 914

Da, wo Sie sind.

 vaudoise

Kavallerie im Schweinsgalopp

In einem aufsehenerregenden Fall gewährt die Schweizer Justiz den deutschen Behörden Rechtshilfe in Steuersachen. Der Chef der Bank Sarasin muss daraufhin den Hut nehmen. Ein neues Rechtsgutachten nährt Zweifel an den Motiven der Deutschen und der Schweizer Helfer. *Von Florian Schwab*

Wäre der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble eine Aktie, man müsste ihn derzeit wohl eher verkaufen. Im vergangenen Herbst ist in verschiedenen europäischen Ländern die Polizei ausgerückt, um im Auftrag der deutschen Behörden Unterlagen in einem angeblichen Steuerbetrugsskandal sicherzustellen. Auch die Schweiz führte Razzien durch. Dabei stand hierzulande vor allem die Bank J. Safra Sarasin im Fokus. Ihr Chef Eric Sarasin trat zurück. Die *Weltwoche* kritisierte seinerzeit die Rechtshilfe durch die Schweiz als «erschlichen» (Ausgabe Nr. 48/14 «In deutschen Diensten») und äusserte Zweifel an der doppelten Strafbarkeit des behaupteten Delikts – welche eine zwingende Voraussetzung für die Gewährung von Rechtshilfe ist.

Andere Zeitungen dagegen sprangen den Behörden zur Seite. Die *Bilanz* bezeichnete die «Geschichte von der erschlichenen Rechtshilfe» als «Humbug». Die *Neue Zürcher Zeitung* sekundierte: Es wäre «unfair, in den Schweizer Behörden nur willfähige Gehilfen deutscher Staatsanwälte» zu sehen. Die Betroffenen wehren sich gegen die Lieferung der sichergestellten Unterlagen nach Deutschland. Einige von ihnen haben beim renommierten Steuerrechtler Professor Urs Behnisch von der Kanzlei Meyer Lustenberger ein Gutachten in Auftrag gegeben.

Worum geht es? Die deutschen Behörden behaupten, Sarasin habe spekulative Anlagefonds an vermögende Kunden wie beispielsweise den Financier Carsten Maschmeyer und den Drogerieunternehmer Erwin Müller verkauft. Das auch unter dem Namen «Cum-Ex-Geschäfte» bekannte Geschäftsmodell der Fonds habe darin bestanden, sich durch «ungedechte Leerverkäufe» von Aktien, so das deutsche Rechtshilfesuch, in den Besitz ungerechtfertigter Steuerrückerstattungsansprüche gebracht zu haben. Eine Schweizer Analogie dazu wäre die mehrfache Rückforderung von nur einmal abgeführten Verrechnungssteuern auf Dividenden.

Die Staatsanwaltschaft Köln, die von deutscher Seite das Verfahren leitet, behauptet, dabei handle es sich um Abgabenbetrug. Falsch, schreibt Gutachter Behnisch. Er bezieht sich dabei auf ein Urteil des obersten deutschen Gerichts in Steuersachen, des Bundesfinanzhofs, vom 16. April 2014. Dieses lasse nur einen Schluss zu, «wie die seither publizierten Lehrmeinungen einhellig beweisen»: Für den betreffenden Zeitraum enthalte das deutsche Steuersystem «eine Lücke» dergestalt, dass «mangels gesetzli-

cher Grundlage» die Kapitalertragssteuern auf Dividenden «nicht erhoben», aber vom Steueramt «aufgrund der Gesetzesgrundlage trotzdem angerechnet werden». Eine Steuerhinterziehung liege somit nicht vor. Diese «setzt voraus, dass die Steuer nach Gesetz geschuldet ist», was hier nicht der Fall sei.

Offensichtliche Widersprüche

Die von den deutschen Behörden konstruierten Vorwürfe erscheinen auch in einer weiteren Hinsicht zweifelhaft. Zum betreffenden Zeitpunkt waren die behaupteten «ungedechten Leerverkäufe» gesetzlich untersagt. Auf den Handelsplattformen, über welche die inkriminierten Börsengeschäfte gelaufen sein sollen, wären sie technisch gar nicht möglich gewesen. Versteht die deutsche Staatsanwaltschaft so wenig von solchen Transaktionen, dass sie sich in offensichtliche Widersprüche verstrickt?

Die Strafbarkeit in Deutschland jedenfalls, stellt Gutachter Behnisch klar, sei nicht gegeben. Wie sieht es in der Schweiz aus? Immerhin hat die Eidgenössische Steuerverwaltung (EStV) auf Anfrage der Zürcher Staatsanwaltschaft bejaht, dass auch nach Schweizer Recht ein rechtshilfefähiger Abgabenbetrug vorliegen könnte. Erst aufgrund dieser – allerdings unverbindlichen – Einschätzung schlugen die Schweizer Staatsanwälte los.

Experte Behnisch widerspricht der Auffassung in der EStV-Stellungnahme vehement. Er nennt drei zuständige EStV-Beamte, die ihm gegenüber festhielten, «dass mit den Cum-Ex-Transaktionen kein Steuerstraftatbestand (keine Steuerhinterziehung, kein Abgabebetrug) und kein gemeinrechtliches Delikt erfüllt worden sei».

Von dieser Auffassung wendet sich die EStV in ihrer Antwort an die Zürcher Staatsanwälte ab und behauptet das Gegenteil. «Mit anderen Worten verhält sich die zuständige Behörde (EStV) widersprüchlich», schreibt Behnisch. Für ihn ist klar: «Selbst wenn man aufgrund des deutschen Ersuchens einen Straftatbestand unterstellen würde, fehlt es an der doppelten Strafbarkeit.» Die Rechtshilfe müsse daher «auch gestützt ausschliesslich auf schweizerisches Recht verweigert werden». Das Verhalten der Schweizer Steuerverwaltung sieht immer mehr nach einer Gefälligkeit der Schweizer an die deutschen Kollegen aus. Die EStV selbst sieht es anders. Sie erkennt keine Widersprüche und stellt sich hinter ihre schriftliche Einschätzung an die Zürcher Staatsanwälte. Diese haben darüber zu befinden, ob sie das beschlagnahmte und entsiegelte Material tatsächlich nach Köln liefern möchten. Zuvor aber will die zuständige Zürcher Staatsanwaltschaft auch ihren deutschen Kollegen ein paar kritische Fragen stellen. ○



Im Visier der deutschen Justiz: Bank Sarasin, hier in Genf.

Draussen droht die Wildnis

Wenn es nach Gesetz gegangen wäre, hätte Griechenland aus der Euro-Zone ausscheiden müssen. Stattdessen konnte Griechenland unter einen Rettungsschirm schlüpfen. Wer aber vom Geld seiner Partner lebt, ist ihnen Rechenschaft schuldig und muss ihren Anweisungen folgen. *Von Joachim Starbatty*



Die von Helmut Kohl verkündete Friedensgemeinschaft ist in eine Streitunion eingemündet: Graffiti in Athen, 2015.

Seit Monaten steht das griechische Drama auf dem Brüsseler Spielplan. Manche nennen das, was den Zuschauern geboten wird, eine Schmierkomödie. Andere fühlen sich in einen Zirkus versetzt, in dem ein zottiger Tanzbär an seinem Nasenring durch die Arena gezerrt wird. Er grunzt unwillig, doch fügt er sich schliesslich. Für die Griechen selbst ist es eine Tragödie. Sie fühlen sich geschunden und gedemütigt. Sie müssen ausbaden, dass Politiker sich anmassten, mit Völkern Schach zu spielen, und sich den Mantel der Geschichte umhängen wollten. Die von Helmut Kohl verkündete Friedensgemeinschaft ist in eine Streitunion eingemündet. Die Deutschen, in Griechenland zuvor höchst beliebt, sehen sich nun in bösartigen Karikaturen verunglimpft.

Paradoxerweise stehen die Segnungen des Euro am Beginn der griechischen Tragödie. Vor Beginn der Währungsunion mussten die Grie-

chen horrend hohe Zinsen zahlen. Danach lagen sie für Staatsanleihen nur wenig über dem deutschen Niveau. Die internationalen Anleger gingen von der Ewigkeit der Währungsunion aus und betrachteten die Staatsanleihen der Euro-Staaten als Substitute. Und so begann die griechische Schuldenorgie. Die

Die Deutschen, in Griechenland zuvor höchst beliebt, sehen sich nun in Karikaturen verunglimpft.

Arbeitgeber waren bei Lohnverhandlungen grosszügig, die griechische Wirtschaft wurde hoffnungslos wettbewerbsunfähig. Als um die Jahreswende 2009/10 offenbar wurde, dass Griechenlands Haushaltszahlen nicht der Wirklichkeit entsprachen, war das Land auf den internationalen Kapitalmärkten nicht mehr

kreditwürdig. Es war praktisch bankrott. Wenn es nach Recht und Gesetz gegangen wäre, hätte Griechenland aus der Euro-Zone ausscheiden müssen, weil nach den Vorschriften des Lissabon-Vertrages weder die Gemeinschaft noch ein Mitgliedstaat für die finanziellen Verpflichtungen eines anderen Mitgliedstaates eintreten kann – die sogenannte No-Bailout-Klausel. Stattdessen konnte Griechenland unter einen neugeschaffenen finanziellen Rettungsschirm schlüpfen. Wer aber vom Gelde seiner Partner lebt, ist ihnen Rechenschaft schuldig und muss ihren Anweisungen folgen. Oder wie Bundeskanzlerin Angela Merkel sagt: «Finanzielle Hilfsleistungen nur gegen Reformen, solange ich Kanzlerin bin.» Das heisst für die Schuldnerstaaten zu allererst: Steuererhöhungen und Kürzungen bei Löhnen und Sozialleistungen, um überbordende Staatsdefizite unter Kontrolle zu bringen.

Wird ein Land in einer wirtschaftlichen Schwächephase zu einer rigorosen Sparpolitik genötigt, so gehen nicht die Staatsdefizite und der Schuldenstand zurück – im Gegenteil, sie steigen, weil immer mehr Betriebe aus dem Produktionsprozess ausscheiden. So ging in Griechenland die Wirtschaft zu Boden, viele Menschen wurden arbeitslos, Sozial- und Gesundheitssysteme brachen zusammen. Daher haben Alexis Tsipras und seine Syriza-Partei den Griechen vor der Wahl versprochen, das verhasste Joch abzuschütteln und sich gegen die Verelendung des Volkes zu stemmen. Daran fühlt sich Tsipras auch nach der Wahl gebunden. Doch will er zugleich Griechenland in der Euro-Zone halten. Auch die Staats- und Regierungschefs der Euro-Zone wollen das. Doch sollte die griechische Regierung am vereinbarten Sparkurs festhalten. Tsipras will dagegen die nationale Souveränität zurückhaben. Er besteht auf einem Schuldenschnitt und weiteren finanziellen Leistungen für eine Reformpolitik nach griechischem Muster.

In diesem Drama spielt das Europäische Parlament keine aktive Rolle. Wie der Chor in der griechischen Tragödie kommentiert es lediglich das Geschehen. Dabei sind die Mitgliedstaaten im Süden der Euro-Zone selbst betroffen. Auch sie leiden unter der von Angela Merkel verordneten rigiden Sparpolitik. Immer wieder klagen sie im Europäischen Parlament über die soziale Härte der ihnen aufgezwungenen Politik und über die Nöte ihrer Jugend, die keine Perspektive mehr sehe. Doch stehen sie nicht auf der Seite der Griechen. Falls die Griechen das bekämen, was ihnen selbst bisher verwehrt wurde, würden deren Regierungen bei den nächsten Wahlen abgestraft, weil die Bürger dort den Eindruck gewinnen könnten: Frechheit siegt. Varoufakis, der griechische Finanzminister, sieht im Widerstand dieser Länder eine Verschwörung gegen sein Land. Für den Sprecher des deutschen Finanzministers ist diese Äusserung ein Foulspiel. Das ist aber nicht die Folge eines moralischen Defekts, sondern der spezifischen Spielregeln der real existierenden Währungsunion, aus der kein Land ausscheiden soll.

Juncker steht auf Tsipras' Seite

Im Vordergrund der Bühne agiert Jean-Claude Juncker, Präsident der EU-Kommission. Eigentlich käme ihm bloss eine Nebenrolle zu, denn die nationalen Haushalte der Mitgliedstaaten finanzieren die Hilfen für notleidende Mitgliedstaaten. Doch fühlt sich Juncker als Mr Europa. In seinen Begrüssungsritualen kehrt er den Hausherrn heraus. Den griechischen Ministerpräsidenten umarmt er, klopf ihm aufmunternd auf den Rücken und führt ihn an der Hand in sein Arbeitszimmer. Bei einem späteren Besuch begrüsst er ihn mit zwei Wangenküssen. Er steht auf Tsipras' Seite. Seit Beginn seiner Amtszeit hat er erkennen

lassen, dass er Angela Merkels Spielregeln für die Währungsunion ablehnt sowie den Fiskalpakt flexibel gestalten und damit aufweichen will. Und die Kontrolleure der Troika-Experten aus der Europäischen Zentralbank, des Internationalen Währungsfonds und der EU-Kommission möchte er am liebsten nach Hause schicken. Das geht aber nicht, da die Gelder aus dem europäischen Rettungsschirm nur bei Kontrolle durch die Troika ausgereicht werden dürfen. Er verhandelt nicht mit Tsipras, er berät ihn. Wenn wir stille Zuhörer wären, hörten wir wohl Juncker zu Tsipras sagen: «Ich stehe auf deiner Seite, übertreibe es aber nicht. Wenn die Deutschen den Geldhahn zudrehen, bist du nicht mehr in der Währungsunion. Also geh auf deren Wünsche ein, mache zumindest Bemühungszusagen. Sie wollen dich ja nicht verstossen; aber sie müssen ihren Wählern zeigen, dass sie deren Geld nicht in ein offenes Loch schütten. Geh ihnen entgegen! Ich werde auch mit ihnen reden; aber zügle diesen Varoufakis. Oder spielt ihr guter Cop, böser Cop?»

Junckers Gehilfe ist Pierre Moscovici, den die französische Regierung auf den Schlüsselposten «Ökonomische und finanzielle Angelegenheiten» gehievt hat, damit er in der Kommission für französische Interessen eintritt. Zu Griechenland sagt er, es müsse an der vereinbarten Sparpolitik festhalten; doch sei ein Aus-

Wenn es keine gelb-rote Karte, also keinen Platzverweis, gibt, sind Fouls Teil des Spiels.

scheiden aus der Euro-Zone ausgeschlossen. Wenn der Verbleib in der Währungsunion die Konstante ist, dann ist die Sparpolitik die Variable. Wenn ein Mitglied – koste es, was es wolle – in der Euro-Zone gehalten werden soll, ist es wie in einem Fussballspiel: Wenn es keine gelb-rote Karte, also keinen Platzverweis, gibt, sind Fouls Teil des Spiels. Genau das erleben wir derzeit. Alle gelben Karten sind vergebens, mögen sie auch noch so sehr mit ernstern Ermahnungen oder Drohungen garniert sein.

Die Konsequenzen für die Währungsunion sind Moscovici wohl unbekannt. Wenn man mit Griechenland nachsichtig verfährt, wird das den Reformeifer der anderen Schuldnerstaaten nicht beflügeln. Immer wieder wurden strukturelle Reformen angemahnt; sie blieben aber aus. Die Regierungen befürchten soziale Unruhen, wenn verkrustete Arbeitsmärkte aufgebrochen werden sollten. Die von EZB-Präsident Draghi ausgelöste Liquiditätsschwemme scheint dringende Reformen überflüssig zu machen. Wenn die Schuldnerstaaten zum alten Schlendrian zurückkehren, kann es auch innerhalb der Währungsunion zu einem Dominoeffekt kommen und dies die Währungsunion implodieren lassen.

Dabei könnte Griechenland ausserhalb der Währungsunion einen erfolgreichen Neubeginn starten. So haben sich die Länder in Südostasien in der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts nach Aufgabe der Dollarbindung und massiver Abwertung über steigende Exporte in die Erfolgsspur zurückgekämpft. Solche Überlegungen sind Moscovici fremd. Seine Antworten bei den Anhörungen der Kandidaten für die EU-Kommission, um deren Eignung zu prüfen, liessen erkennen, dass er fachlich überfordert war. Er sagte immer dasselbe Sprüchlein auf. Wenn er nicht mehr weiterwusste, berief er sich auf seinen Freund Wolfgang Schäuble.

«Grexit» wäre empfindliche Schlappe

Eine undurchsichtige Rolle spielen Angela Merkel und Wolfgang Schäuble. Schäuble ist ein Meister des orwellischen Newspeak. Wenn er früher sagte, die aktuelle Diskussion um einen griechischen Schuldenschnitt sei kontraproduktiv, lehnte er ihn nicht ab, sondern bloss die aktuelle Diskussion. Als Angela Merkel Überlegungen aus Berliner Ministerien, die deutsche Regierung wolle keinen «Grexit», aber die Währungsunion sei dadurch nicht gefährdet, nicht energisch entgegentrat, wusste man nicht, ob das ein Spielball war, um die griechische Regierung auf Linie zu bringen oder um dem interessierten deutschen Publikum zu signalisieren, dass irgendwann Schluss sei mit der Geduld für Griechenland. Freilich hatte sie in ihrer Regierungserklärung im Mai des Jahres 2010 gesagt: «Wenn der Euro scheitert, scheitert Europa.» In ihrer jüngsten Regierungserklärung hat sie das wiederholt. Ein Ausscheiden Griechenlands aus der Währungsunion wäre eine empfindliche Schlappe für sie.

Auch die Souffleure im Hintergrund, die Vorstände der Industrieunternehmen, raunen ihr zu: «Bloss nicht! Die Spekulanten warten bloss darauf, Frankreich und Italien in die Knie zu zwingen.» Dann stünden wir alleine da oder mit den Partnern, die schon vor der Währungsunion an unserer Seite waren. Unsere Währung wertete auf, und es ginge uns wie der Schweiz – wir müssten uns anstrengen, um unsere Marktposition zu verteidigen. Das süsse Leben mit einem unterbewerteten Euro wäre vorbei.

Und so spielen alle Akteure sich und den Zuschauern etwas vor. Wenn Zuschauer unruhig werden, rufen sie ihnen zu: «Vertraut uns, es wird schon gutgehen.» Die Zweifler warnen sie: «Draussen, ausserhalb des Euro-Raumes, droht die gefährliche Wildnis.» Den deutschen Zuschauern rufen sie zu: «Was wollt ihr denn, es geht euch doch gut. Ihr profitiert doch am meisten vom Euro. Der Export brummt, und die Beschäftigung steigt. Lasst euch doch nicht von den professoralen Bedenkenträgern die gute Laune verderben.»

Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Tübingen und Abgeordneter der Alternative für Deutschland im EU-Parlament.

Farbenblinde Richter

Siebeneinhalb Monate nach ihrer Einreise bringt die Nigerianerin Ese M. in der Schweiz ein Kind zur Welt. Ein Aargauer erklärt sich zum leiblichen Vater, obschon das offensichtlich nicht stimmt. Eine Justizposse, die den Steuerzahler viel Geld kosten wird. *Von Christoph Landolt und Jonas Baumann (Illustration)*

«Warum haben Sie das Kind anerkannt?» – «Ich habe in meinem ganzen Leben immer die Liebe gesucht. Das Kind hat mir Liebe gegeben.»

«Haben Sie sich nie gefragt habe, ob Sie wirklich der Vater sind?» – «Marvellous hat mich als Vater gesehen. Das reicht.»

Lange sah es so aus, als ob diese Antwort auch dem Staat reichen würde. Im Jahr 2010 wurde Philipp G. vom Zivilstandsamt im aargauischen Brugg als Vater des damals dreijährigen Marvellous M. eingetragen. Dies, obschon die Beamten hätten sehen müssen, was alle sahen: dass der kleine Junge mit dem Mann, der sich als sein Vater ausgibt, so verwandt ist wie Kofi Annan mit Adolf Ogi oder Robinson mit Freitag.

Nun aber, vier Jahre später, musste sich Philipp G. doch noch Fragen zu seiner Vaterschaft gefallen lassen. Die Staatsanwaltschaft hatte ihn zusammen mit Kindsmutter Ese M. wegen Erschleichung einer falschen Beurkundung angeklagt. Er habe gewusst, dass er nicht der leibliche Vater von Marvellous sei, so der Vorwurf.

Philipp G., 48, ist ein grosser, athletischer Mann mit rasiertem Schädel. Vor dem Brugger Bezirksgericht gab er sich als gelernter Maler aus, der zurzeit aber nicht arbeitet. Er lebe von einer Erbschaft und von einigen tausend Franken, die er als Nachwuchs-Hockeytrainer verdiene, erklärte G.

Als die Richterin ihn zu seiner Vaterschaft befragte, wurden seine Angaben vage. Wann er Ese M. zum ersten Mal getroffen hat, vermochte Philipp G. nicht zu beantworten. Auch an den Ort des Kennenlernens konnte er sich nicht richtig erinnern: «Irgendwo im Welschland.» Zum Sex gekommen sei es beim ersten oder zweiten Treffen.

Mit einem Federstrich zum roten Pass

Aus den Akten geht folgender chronologischer Ablauf hervor: Ese M., Jahrgang 1987, betrat am 27. August 2007 in Genf-Cointrin erstmals Schweizer Boden. Die Asylbewerberin aus Nigeria gelangte zunächst ins Empfangszentrum Vallorbe VD, dann wurde sie dem Kanton Aargau zugeteilt, welcher sie in der Gemeinde Birr unterbrachte.

Siebeneinhalb Monate nach ihrer Einreise, am 18. April 2008, gebar die attraktive Afrikanerin einen Sohn. Diesen taufte sie auf den Namen Marvellous – also «wundervoll» oder «blendend». Auf die Frage nach dem Erzeuger

antwortete sie der Vormundschaftsbehörde: «He's in Africa.»

Der Bund trat nicht auf ihr Asylgesuch ein. Dennoch verweigerte Ese M. die Ausreise. Mehrfacher illegaler Aufenthalt steht in ihrem Strafregister, aber nicht nur. Auch wegen Hausfriedensbruchs und Diebstahls wurde sie mehrfach verurteilt.

Ihr Sohn Marvellous wurde am 20. April 2011, kurz vor seinem dritten Geburtstag, von Philipp G. anerkannt. Der Bub wurde dadurch mit einem Federstrich zum Schweizer Staatsbürger.

Doch dann wendete sich für Ese M. das Glück. Als sie sich wieder einmal wegen illegalen Aufenthalts verantworten musste, geriet sie an die Falsche. Die zuständige Richterin des

Das ehrlichste Beweismittel aber, die DNA-Probe, liess die Richterin nicht zu.

Bezirksgerichts Brugg misstraute den amtlichen Angaben, laut denen Marvellous Sohn eines Schweizerers sei.

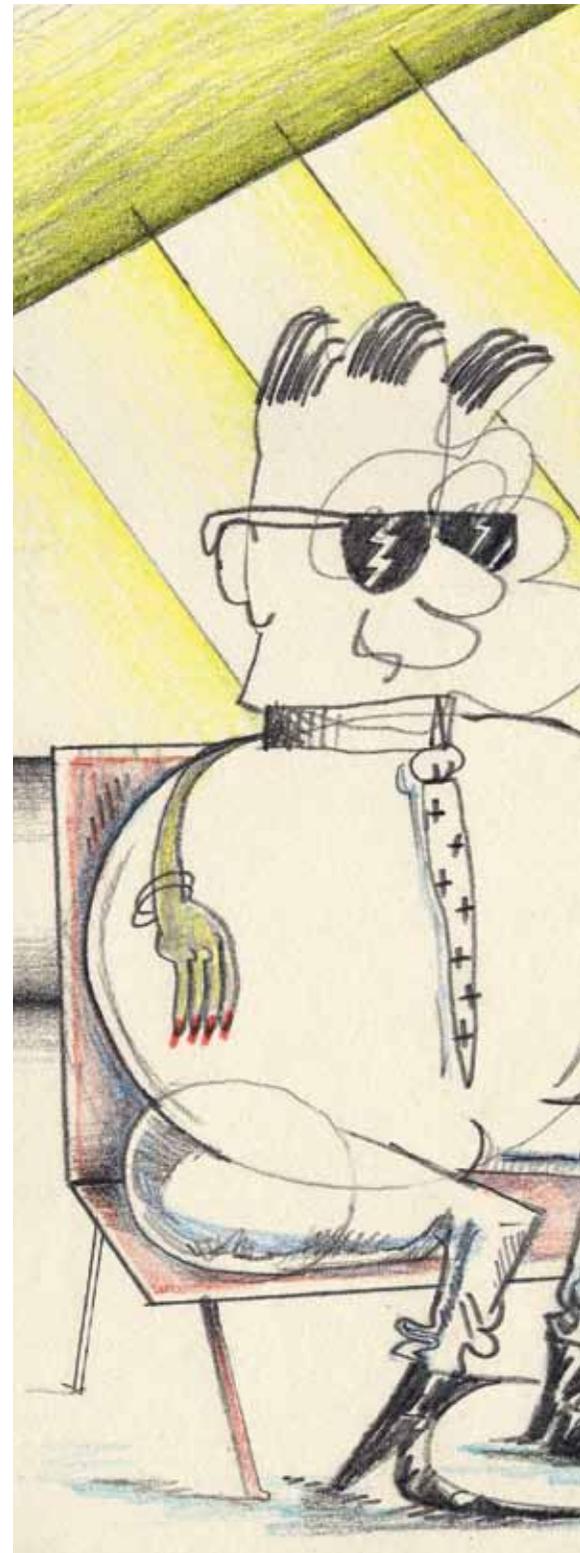
Ihre Anzeige landete auf dem Schreibtisch von Nicole Burger, einer jungen Staatsanwältin, die sich mit ihrer konsequenten Linie einen Namen geschaffen hat («Staatsanwältin ausser Rand und Band», schimpfte das linke Netzwerk Asyl Aargau in seiner Mitgliederzeitschrift). Burger vernahm die Beteiligten ein und studierte die Akten. Für sie war klar: Philipp G. war nicht der Erzeuger. Er hatte sich als Vater nur zur Verfügung gestellt, weil Ese M. in der Schweiz bleiben wollte und er ihr ein Aufenthaltsrecht verschaffen konnte.

Der Plan des Paares war zunächst aufgegangen: Ese M. bekam eine B-Bewilligung. Wie sie dazu kam, verraten die Behörden nicht – Datenschutz. Dass Frauen, die mit einem Schweizer ein Kind haben, eine Aufenthaltsbewilligung bekommen, ist aber durchaus üblich. Man kann keine Mutter eines Schweizerers ausschaffen, so der Leitgedanke in den Migrationsämtern.

Eigentlich, so würde man meinen, wäre es heute ein Leichtes, eine Vaterschaft festzustellen. Ein DNA-Test genügt. Das aber lehnten Ese M. und Philipp G. partout ab. Ihre Anwälte argumentierten, eine Genanalyse stelle einen unverhältnismässigen Eingriff in die Persönlichkeitsrechte dar. Das Aargauer Obergericht entschied, dass keine DNA-Probe angeordnet

werden darf. Es sei «kein dringender Tatverdacht gegeben», so das Urteil.

Der Richterspruch erstaunt, denn der Tatverdacht ist offensichtlich. Zwar müssen Kin-



Ein Kind bei der Farbe zu nennen, könnte heute

der eines weissen und eines schwarzen Elternpaars nicht unbedingt eine mittelbraune Hautfarbe haben. Die einen sind heller, die anderen dunkler. Wenn der Sohn einer Nigerianerin und eines Aargauers aber so gar kein bisschen nach Aargauer aussieht, müsste dies auch Oberrichtern auffallen.

Überraschende Urteilsverkündung

Doch die Justiz hat sich angewöhnt, farbenblind zu sein. Niemand wagt, die Hautfarbe anzusprechen – nicht die Anzeigerstatterin, nicht die Anklägerin, nicht die Richter. Ein

Kind bei der Farbe zu nennen, könnte in Zeiten der rasch niedersausenden Rassismus-Keule schnell einmal das Karriereende bedeuten.

Bezirksgerichtspräsidentin Gabriele Kerkhoven, eine Grünliberale, hatte keine Lust, sich an dieser Sache die Finger zu verbrennen. Sie wollte den Fall ohne Verhandlung einstellen, mit Verweis auf das Obergericht, das «keinen dringenden Tatverdacht» feststellen wollte. Staatsanwältin Nicole Burger aber kündigte an, gegen eine Einstellungsverfügung auf jeden Fall vorgehen zu wollen. Also

kam es trotzdem zur Verhandlung. Das ehrlichste Beweismittel aber, die DNA-Probe, liess die Richterin nicht zu.

Folgte man den Verteidigern der Angeklagten, ist die biologische Vaterschaft aber auch gar nicht entscheidend. «Pater semper incertus est» (der Vater ist immer ungewiss), zitierte G.s Anwalt Wilhelm Boner einen Grundsatz aus dem römischen Recht, der «immer gelten wird». Deshalb gebe es Rechtsvermutungen wie etwa jene, dass der Ehemann als Vater des während der Ehe geborenen Kindes gilt. Folglich verlange das Gesetz nicht, dass der rechtliche Vater auch der biologische Vater sein müsse.

Sei es, weil ihr die Schwangerschaftsdauer von maximal siebeneinhalb Monaten zu kurz vorkam, sei es, weil ihr die Widersprüche in

«Das Bezirksgericht stellt den biologischen Vater über den rechtlichen Vater.»

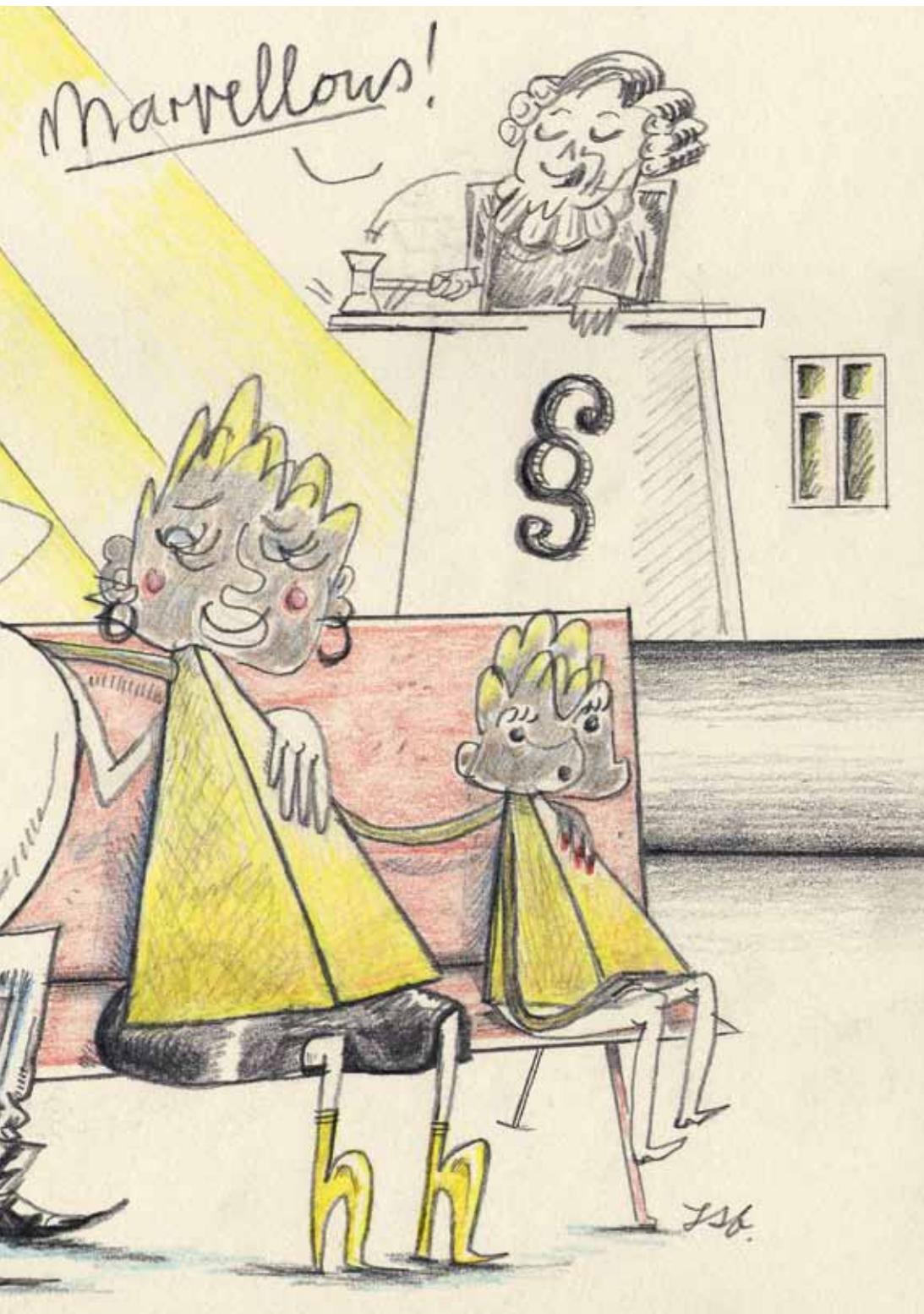
den Aussagen auffielen – zur allgemeinen Überraschung sprach Gerichtspräsidentin Kerkhoven die Angeklagten schuldig. Philipp G., der bei der Urteilsverkündung ausfällig wurde, verurteilte sie zu 600 Stunden gemeinnütziger Arbeit und einer Busse von 1000 Franken. Ese M. muss eine Geldstrafe von 180 Tagessätzen zu je 60 Franken bezahlen.

Massnahmen gegen Deutschdefizite

Die Verurteilung wegen Falschbeurkundung bedeutet noch nicht, dass die Vaterschaft von Philipp G. aberkannt wird, und auch nicht, dass Ese M. des Landes verwiesen wird. Dazu müssten nun die Behörden aktiv werden. Weder die kantonale Aufsichtsbehörde über die Zivilstandsämter noch das Aargauer Migrationsamt – beide sind Regierungsrat Urs Hofmann (SP) unterstellt – wollten sich auf Anfrage der *Weltwoche* äussern. Datenschutz.

Man muss davon ausgehen, dass die Geschichte die Aargauer Steuerzahler noch teurer zu stehen kommt, als sie ohnehin schon ist. Carmen Emmenegger, die amtliche Verteidigerin von Ese M., hat auf Anfrage angekündigt, das «Fehlurteil» an die nächste Instanz weiterzuziehen. «Das Bezirksgericht stellt den biologischen Vater über den rechtlichen Vater.»

Ese M. arbeitet gemäss eigenen Angabe zwar seit einigen Monaten in einer Fabrik, für 3400 Franken Monatslohn. Philipp G. gibt an, er bezahle Kindesunterhalt. Wenn die Erbschaft dereinst aufgebraucht ist und sich am Aufenthaltsstatus von Ese M. nichts ändert, steht der Scheinfamilie der Gang aufs Sozialamt jederzeit offen. Der junge Marvellous, der die erste Klasse besucht, nimmt bereits Fördermassnahmen in Anspruch, um seine Deutschdefizite zu beheben. ○



schnell einmal das Karriereende bedeuten.

«Wie ein Virus oder eine Droge»

Das Uhrenatelier Greubel Forsey im Neuenburger Jura stellt die vielleicht exklusivsten Zeitmesser der Welt her. Mitgründer Stephen Forsey und CEO Emmanuel Vuille erzählen. *Von Philipp Gut*

Klingende Namen säumen den Anfahrtsweg. Breitling, Jaquet Droz, Girard-Perregaux – die Liste liesse sich beliebig verlängern. Wir sind in La Chaux-de-Fonds, in Fahrtrichtung Le Locle, im Herzen der Schweizer Uhrenindustrie. Am Ziel fahren wir zuerst vorbei, weil es so ungewöhnlich ist und so anders aussieht als die Manufakturen und Fabriken ringsum. Der Firmensitz von Greubel Forsey verbindet architektonisch ein Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert mit einer futuristischen und hochmodernen Produktionswerkstätte. Das Beste aus zwei Welten, Vergangenheit und Zukunft, Tradition und Innovation. Das Atelier ist Programm.

Stephen Forsey, einer der beiden Mitgründer, empfängt uns persönlich. Wir schlüpfen in die weissen Überkittel der Uhrmacher, die diesen entfernt das Ansehen von Ärzten verleihen. Wenn die Assoziation etwas hat, dann hier: Das Innenleben einer Greubel Forsey ist ähnlich kompliziert wie ein Menschenkörper. Das Unternehmen – 115 Mitarbeiter, davon rund 20 Mitarbeiter einzig für das Hand-Finishing zuständig – stellt die präzisesten mechanischen Uhren der Welt her. Bevor eine Uhr das Haus verlässt, kommt sie in einen Qualitäts- und Härtetest. Dieser Prozess dauert mehrere Wochen. Stephen Forsey zeigt uns eine Testmaschine für Uhren mit Doppeltourbillon, vergleichbar einem Doppelherz, die sie eigens herstellen liessen. Die Konstruktion dauerte drei Jahre. Die Kosten betragen mehrere hunderttausend Franken.

Viele Uhrenfirmen im Jura haben eine teils jahrhundertelange Tradition. Sie haben es in bloss zehn Jahren aus dem Nichts an die Weltspitze der exklusivsten und technisch anspruchsvollsten Zeitmesser geschafft. Das mutet fast wie ein modernes Märchen an. Wo orten Sie selber die Gründe für Ihren Erfolg?

Forsey: Wir wollten neue technische Lösungen mit dem traditionellen Uhrmacherhandwerk verbinden und hatten das Glück, dass die Sammler unsere Leidenschaft und unsere Visionen teilen.

Vuille: Stephen ist da viel zu bescheiden, vielleicht kann ich helfen. (*Lacht*) Wir streben nach bedingungsloser Qualität. Kompetenz, Gründlichkeit, Arbeit. Darum geht es.

Mister Forsey, Sie sind Brite, Ihr Partner und Mitgründer Robert Greubel stammt aus dem Elsass. Sie könnten Ihre Uhren ebenso gut in London oder Paris kreieren. Warum La Chaux-de-Fonds? Wie wichtig ist dieser Schweizer Standort heute noch?

Die Region um La Chaux-de-Fonds und Le Locle ist die Wiege der Uhrmacherei, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts hier entwickelt wurde. Deshalb gibt es da bis heute ein fantastisches Reservoir an Kompetenzen und Fähigkeiten.

In einer andern Weltgegend wäre das nicht möglich?

Für uns wäre es tatsächlich schwierig bis unmöglich. Wir arbeiten eng mit externen Spezialisten zusammen, beispielsweise für das Gehäuse – und diese Nähe ist unabdingbar, wenn Sie bei der Qualität keine Konzessionen machen wollen. Der Reichtum an Tradition und Know-how hat uns dazu bewogen, unsere Firma in La Chaux-de-Fonds aufzubauen.

Vuille: Jeder hier hat einen Bruder, Vater oder Cousin, der Uhrmacher oder Feinmechaniker ist. Es gibt Schulen und Hochschulen. Alle diese Elemente schaffen eine einmalige Infrastruktur.

«Luxus ist ja nicht nur Besitz. Eine seiner Funktionen ist es auch, uns träumen zu lassen.»

Gibt es so etwas wie einen jurassischen Uhrmachegeist? Wie würden Sie diesen beschreiben?

Forsey: Die Lage des Juras ist sehr speziell, tausend Meter über Meer. Jahrhundertlang waren diese Hochtäler abgeschlossen und nur über die Berge zu erreichen. In England etwa ist die Uhrmacherskunst, die im 18. Jahrhundert noch stark war, quasi ausgestorben. Im Jura hat sie weitergelebt, von Generation zu Generation.

Vuille: Das Leben in dieser Region war sehr hart. Die Leute mussten kämpfen und mehr leisten als andere, um bestehen zu können und erfolgreich zu sein. So haben auch Lage und Klima zu diesen ausserordentlichen Leistungen beigetragen. Uhrmacher sind starke Charaktere, vergleichbar den Chir-



Kompetenz, Gründlichkeit, Arbeit: CEO Vuille.

urgen, sonst könnten sie sich nicht einen ganzen Tag lang hochkonzentriert über eine Arbeitsfläche von ein paar Quadratmetern beugen. Sie sind beseelt von einer Leidenschaft, die manchmal ans Obsessive grenzt.

Es gibt Augenblicke, wo Sie beinahe verrückt werden?

Forsey: Absolut. Es ist wie ein Virus oder eine Droge. Wenn mich ein Problem beschäftigt, kann ich oft Tag und Nacht an nichts anderes denken. Ein Uhrmacher kann nachts um drei Uhr von seiner Arbeit nach Hause kommen und um vier wieder in der Manufaktur sitzen, weil ihn eine Aufgabe nicht loslässt und er einfach nicht schlafen kann.

Wie sind Sie persönlich mit diesem Uhrmachervirus infiziert worden?

Es war allgemein eine Leidenschaft für Mechanik. Mein Grossvater war Ingenieur in der Flugzeug- und Automobilindustrie. Bei einem Freund meines Vaters entdeckte ich dann die Welt der Uhren, eine Mischung



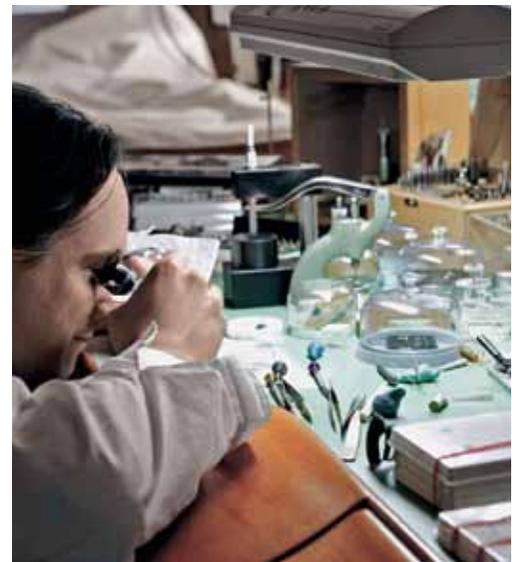
Uhr als künstlerischer Akt: Gründer Forsey.

aus Technik und Kreativität. Ich war dreizehn, als diese verrückte Idee in meinem Kopf entstand, einmal selber Uhren zu konstruieren, mitten in der Rezession der Uhrenindustrie.

In ihrer Ausbildung haben beide Firmengründer Forsey und Greubel, dieselbe Botschaft vermittelt bekommen: «Nach 500 Jahren mechanischer Uhrmacherkunst gibt es nichts Neues mehr zu erfinden.» Sie hätten das aber schlicht nicht akzeptiert. «Wir sind eine Art Aktivisten», sagt Forsey. Sie geben sich mit dem Vorhandenen nicht zufrieden, wollen stören, verunsichern. «Wir navigieren zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten.»

Gibt es überhaupt genügend Uhrmacher, auch junge, die Ihren hochgeschraubten Ansprüchen genügen?

Forsey: Vor vielen Jahren, als ich in die Schweiz kam, war es noch schwieriger. Es gab nur noch eine oder zwei Uhrmacherschulen. Heute ist es wieder einfacher geworden. Allerdings beschäftigen wir



Leidenschaft, die ans Obsessive grenzt: Doppeltourbillon.



Drei Jahre Arbeit: «GMT Platinum».

Leute, die eine Uhr von A bis Z selber herstellen können. Diese Fähigkeit finden Sie eher selten.

In der kurzen Zeit des Bestehens Ihrer Firma haben Sie bereits mehrere Erfindungen gemacht und gegen zwei Dutzend Patente angemeldet. Wie kommt es zu solchen Innovationen? Wie machen Sie sich den Geist der Kreativität gefügig?

Forsey: Sie können das nicht planen oder bestellen. Aber wir haben einen gewissen fruchtbaren Boden gelegt, auf dem Innovationen gedeihen können.

Geschieht das im Team oder eher als geniale Einzelaktion im stillen Kämmerlein?

Heute können Anregungen und zündende Ideen von jedem kommen. Wichtig ist, dass Sie einen Rahmen schaffen, in dem der Kreativgeist sich entfalten kann.

Vuille: Dazu gehört auch, dass wir seit einigen Jahren einen Ingenieur beschäftigen, der sich nur um Fragen des geistigen Eigentums kümmert.

Das ist ein Fulltime-Job?

Ja. Er überprüft, ob wir die Rechte von Dritten nicht verletzen oder Dinge erfinden, die anderswo schon erfunden worden sind. Und natürlich geht es auch darum, unsere eigenen Erfindungen zu schützen.

Schaut man genauer hin, sind heute viele Uhren austauschbar, das Innenleben kommt vom Fließband. Wieweit ist es überhaupt noch möglich, alles selber herzustellen?

Forsey: Natürlich ist das sehr schwierig. Es kommen viele verschiedene Disziplinen zusammen. Aber heute können wir 65 bis 75 Prozent des Zeitmessers im Haus kreieren. Wenn wir mit externen Partnern zusammenarbeiten, machen wir ebenso wenig Kompromisse wie bei uns selber. Das Resultat muss perfekt sein. Dabei müssen Sie auch bedenken, dass wir jedes Modell von Grund auf völlig neu entwerfen. Wir wollen etwas Neues erkunden und etwas nie Dagewesenes präsentieren.

Sie stellen sogar Schrauben selber her.

Heute produzieren wir rund die Hälfte der Schrauben selbst. Mit der Zeit wollen wir sogar alle inhouse herstellen.

Vuille: Für jedes neue Kaliber kreieren wir auch zum Grossteil neue Schrauben. Das macht sonst niemand auf der Welt.

Die Schrauben sind ein Lieblingsthema von Stephen Forsey – das zeigt sich auch auf dem Rundgang durch die Produktionsräume – und eine Wissenschaft für sich. Unter dem Mikroskop betrachten wir einen Schraubenkopf, der lediglich 0,35 Millimeter misst! Eine Greubel-Forsey-Schraube herzustellen, dauert im Schnitt drei Minuten. Üblich sind in der Branche fünfzehn Sekunden. Auch

daraus wird ersichtlich, warum diese Uhren so teuer sind. Zeit ist Geld.

Wie lange dauert es eigentlich, ein neues Modell zu entwickeln?

Forsey: Sehen Sie sich dieses Stück hier an, unsere «GMT Platinum». Daran haben wir rund drei Jahre gearbeitet. Die Weltkugel alleine hat achtzehn Monate Entwicklung erfordert, da die Kontinente in Relief graviert sind und die Meere von Hand gebläut. Es gibt nur 22 Exemplare davon.

Und die Herstellung?

Der Bau des Zeitmessers erfordert etwa zehn Monate.

Und es gibt noch exklusivere Modelle. Die «Art Piece 1» etwa ist ein Unikum, in das eine Nanoskulptur des englischen Künstlers Willard Wigan eingebaut ist. Die Entwicklung dauerte sechs Jahre. Weltweit gibt es vielleicht fünf Sammler, die als Käufer in Frage kommen. Auch sonst verschwimmen bei Greubel-Forsey-Uhren die Grenzen zwischen Technik und Kunst. Manche Sammler sehen darin eher Kunstwerke. «Nein, wir bleiben im Herzen natürlich Uhrmacher», widerspricht Stephen Forsey.

Sie verzichten auf traditionelles Marketing. Einmal haben Sie gesagt, Sie weigerten sich, sich vor den Marktkräften zu verbeugen. Was meinen Sie damit?

Vuille: Wir gehen nicht von den Marktanforderungen aus und ob die Kunden blaue Uhren oder gelbe bevorzugen. Wir berücksichtigen das nicht, wir gehen umgekehrt vor. Einen Zeitmesser zu entwerfen, ist für uns vielmehr ein künstlerischer Akt. Der erste Impuls ist rein artistisch.

Und Sie vertrauen darauf, dass Sie in jedem Fall auch Kunden finden?

Es ist besser, diese Frage gar nicht zu stellen. *(Lacht)*

Forsey: Wenn wir uns nach dem Markt richteten, wären wir ähnlich wie die anderen. Aber wir müssen verschieden sein. Vielleicht ist das auch eine Antwort auf Ihre



eingangs gestellte Frage nach unserem Erfolgsrezept.

Ihre Armbanduhren sind Hunderttausende Franken wert, manche gar so viel wie ein Einfamilienhaus. Das ist hochgradig politisch inkorrekt. Was entgegnen Sie Kritikern, die Ihre Produkte für dekadent halten?

Vuille: Natürlich sind es wenige, die sich eine Greubel Forsey leisten können. Aber wenn die Leute sehen und verstehen, was wir machen, dann verschwinden auch die Vorurteile. Die Preise sind das Resultat einer enormen Arbeit und des grossen unternehmerischen Risikos, das wir eingehen. Wir haben hier 115 Arbeitsplätze geschaffen. Und wir zahlen gute Löhne. Dieselben Leute, die uns dafür loben, kritisieren die hohen Preise. Das geht nicht auf. Sollen wir etwa die Preise senken und tiefere Löhne zahlen? Oder sollen wir unsere Zeitmesser in China herstellen lassen? Die Sozialisten und Gewerkschafter wären die Ersten, die aufheulen würden.

Forsey: Diese Kritik ist völlig unsinnig. Ginge es irgendjemandem besser, wenn es unsere Zeitmesser nicht gäbe? Natürlich nicht, das Gegenteil ist der Fall.

Vuille: Luxus ist ja nicht nur Besitz. Eine seiner Funktionen ist es auch, uns träumen zu lassen.

Was wissen Sie über die Sammler Ihrer Uhren: Woher kommen sie? Was sind das für Menschen?

Forsey: Es sind leidenschaftliche Leute, die über die ganze Welt verteilt sind.

Vuille: Der typische Sammler ist männlich und über 45 Jahre alt. Es sind Leute, die Qualität schätzen. Eine Greubel Forsey ist nicht ihr erstes Sammelobjekt, sie beginnen vielleicht mit einer Patek Philippe oder einer Rolex.

Monsieur Vuille, Sie sind der CEO neben den beiden Firmengründern und starken Kreativköpfen Greubel und Forsey. Man könnte sich einfachere Aufgaben vorstellen.

Wenn man mit so kreativen Persönlichkeiten zusammenarbeitet, muss man selber auch kreativ sein, anders geht es nicht. Die Schwierigkeit besteht eher darin, dass ich als ökonomisches Gewissen des Unternehmens nicht die Kreativität der andern unterbinde.

Wie führen Sie? Worauf legen Sie besonderen Wert?

Ich bin auch hier für das Einfache. Man muss sagen, was man denkt, und tun, was man sagt. Es geht um so simple Dinge wie Respekt. Regeln sind einzuhalten. Aber man muss auch wissen, dass die kreativen Energien nicht bei jedem gleich fließen. Es braucht eine Art kontrollierte Freiheit. Es gibt eine Zeit des Diskutierens. Dann kommt die Zeit der Umsetzung, fokussiert auf das gemeinsame Ziel.

Forsey: Jeder hat das Recht, Fehler zu machen. Aber alle müssen bereit sein, weiter zu gehen, die Grenzen hinaus-zuschieben. Nur so kann man das Unerwartete, das Aussergewöhnliche erreichen.
Wie sehen Ihre Pläne aus? Wollen Sie weiter wachsen, expandieren? Oder ist der Markt der ultrateuren Highend-Uhren auf natürliche Weise beschränkt?

Vuille: Wir denken nicht in bestimmten Zahlen. Wir wollen exklusiv bleiben. Aber ob Sie 100, 200 oder 300 Uhren eines Modells herstellen, spielt keine Rolle.

Forsey: Die Exklusivität ist zwar wichtig, aber sie ist das Resultat der Qualität und des sogenannten Hand-Finishing. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Wenn wir 400 Uhren pro Jahr herstellen würden, bedeutete das allein 15 000 Stunden an Hand-Finishing. Das können Sie nicht einfach beliebig ausdehnen. Es braucht auch eine gewisse zwischenmenschliche Chemie, die von der Grösse des Teams abhängt.

Dass die Uhren am Ende in Hunderten von Arbeitsstunden von Hand fertiggestellt werden, trägt zu ihrer aussergewöhnlichen Qualität bei. Doch Robert Greubel und Stephen Forsey sind keine Fundamentalisten der Handarbeit. Wenn die Maschinen etwas besser können, setzen sie auf diese. Es

gehe darum, die computergesteuerte Präzision der Hightech-Apparate mit der Flexibilität und der Individualität der Menschen zu verbinden. In einem Raum stehen sieben solche Maschinen, aber sie werden von fünf Leuten bedient. Auch dieser hohe Anteil an Manpower ist ungewöhnlich.

«Die Exklusivität ist zwar wichtig, aber sie ist das Resultat der Qualität.»

Blicken wir zum Schluss noch etwas über die Uhrenwelt hinaus. Wie beurteilen Sie die Rahmenbedingungen und das politische Umfeld in der Schweiz? Ist die unternehmerische Freiheit noch zufriedenstellend gewährleistet?

Forsey: Als einer, der von aussen kam, bewundere ich die Stabilität der Schweiz. Und die Kreativität, mit der die Uhrenindustrie sich neu erfand. Sie dürfen nicht vergessen, dass man in den 1980er Jahren die mechanische Uhr für tot hielt.

Vuille: Es gibt gegenwärtig zwei Probleme, die Stärke des Schweizer Frankens und Initiativen vom Typ des 9. Februar 2014. Das ist sehr gefährlich, gerade im Uhrengeschäft. Stephen Forsey und Robert Greubel sind keine Schweizer. Michel Parmigiani ist kein

Schweizer. Man beschneidet so eine der wichtigsten Quellen des Reichtums und der Entwicklung.

Forsey: Wir leben hier nahe der Grenze und machen überhaupt keinen Unterschied, ob jemand aus der Schweiz oder aus Frankreich kommt. Die Fähigkeiten entscheiden.

Ihre Befürchtungen sind möglicherweise übertrieben. Die Schweizer wollen doch nicht einen Stephen Forsey oder einen Michel Parmigiani verhindern. Das Votum zielte eher darauf ab, dass man die politische Kontrolle über die Einwanderung zurückgewinnt und Personen draussen hält, die vom luxuriösen Sozialstaat profitieren wollen.

Vuille: Mag sein. Doch ich bleibe dabei: Historisch gesehen, beruht der Reichtum der Schweiz zu grossen Teilen auf der Einwanderung. Ein viel grösseres politisches Problem sehe ich darin, dass die Schweiz zu lasch mit Straftätern umgeht. Die Massstäbe sind verschoben. Wenn Sie zu schnell fahren, ist das schon fast so schlimm, wie wenn Sie bewaffnet eine Bijouterie überfallen. Aber ich will nicht schwarzmalen. Die Schweiz bleibt ein grossartiges Land. Die politische und wirtschaftliche Stabilität, die guten Schulen, die Offenheit der Behörden – das alles ist einzigartig. ○



WOLLE KONTROLLE

LASSEN SIE SICH NICHT VON IHRER BLASE KONTROLLIEREN.
Diskreter Schutz bei Harnverlust – speziell für Männer.



Jetzt kostenloses Muster online anfordern!

www.TENAMEN.ch

Frauen für Bett, Herz und Seele

In der Ukraine steht der Russe mal wieder vor der Tür, aber in der Schweiz haben die Russinnen schon längst Heim und Herd erobert. Frauen aus dem Osten stehen bei den Eidgenossen als Partnerinnen hoch im Kurs. Denn bei ihnen dürfen sie noch Männer sein. *Von Wolfgang Koydl und Thomas Buchwalder (Bild)*

Die Szene ist eigentlich von alltäglicher Banalität. Eine Frau greift zum Mineralwasser, nestelt mehr zum Schein am Schraubverschluss herum und reicht die Flasche wortlos ihrem Mann weiter. Der spannt unmerklich seinen Bizeps an, dreht, bis es knackt, und schenkt das Wasser ein. Sie nippt am Glas und leckt sich die schimmernden Lippen. «Männer», sagt sie versonnen, «brauchen Erfolgserlebnisse. Kleine ebenso wie grosse. Und Frauen sind dazu da, sie ihnen zu verschaffen.»

Er lächelt stillvergnügt und nickt

Anastasia Kiefer setzt das Glas ab. «Natürlich hätte ich den Verschluss selber aufgeklüppelt», erklärt sie. «Ich spiele Polo, was meinen Sie, wie viel Kraft ich im Handgelenk habe. Aber ich lasse mich eben gerne verwöhnen, und dafür habe ich meinen Ehemann.» Der widerspricht auch gar nicht. Er lächelt stillvergnügt und nickt. Win-win nennt der Amerikaner diese Situationen, in denen beide Seiten bekommen, was sie sich wünschen.

Die belanglose Begebenheit mit der Wasserflasche gerät so unversehens zum Lehrstück, mit dem Anastasia den Nachweis führt, warum Frauen aus Russland (und anderen Teilen Osteuropas) bei Männern aus der Schweiz (und anderen Teilen Westeuropas) populär, beliebt und heissbegehrt sind. «Kein Wunder, holen wir uns die besten, schönsten und die reichsten Männer», lächelt die 40-jährige Blondine aus Moskau. «Denn wir sind Urfrauen geblieben, Frauen mit einem grossen F. Bei uns dürfen Männer noch Männer sein.»

So gesehen macht das aus Schweizerinnen und anderen Westeuropäerinnen offenkundig Frauen mit einem ganz, ganz kleinen F, wobei der Buchstabe für verkümmerte Feminität steht. Denn in ihrem Wahn von Gleichberechtigung, Gleichstellungsbeauftragten und genereller Gleichheit der Geschlechter negiert unsere Gesellschaft das Grundsätzliche: Männer und Frauen sind – Gott sei Dank – verschieden. Sie sind Gegensätze, die sich zwar mitunter ausschliessen, doch meistens ziehen sie einander an und ergänzen sich sogar. «Männer und Frauen im Osten wissen das noch», meint Anastasia Kiefer. Mann ist Mann, und Frau ist Frau. Vielleicht ist diese Erkenntnis dem Sowjetsystem zu verdanken. Gerade weil es Frauen mit Gewalt in die härtesten Männerberufe zwang, haben diese allein aus Trotz ihre Weiblichkeit bewahrt.

Die West-Frau andererseits sieht ihre Erfüllung darin, in jeder Lebenslage selbstbewusst

und selbstbestimmt ihren Mann zu stehen. Sie würde selbstverständlich auch ihre Wasserflasche selber öffnen. Schlimmer noch: Manche würden sie für ihre Männer aufschrauben. «Mal sehen, wer hier das schwächere Geschlecht ist.» Doch damit verspielen sie ihre Vorteile, die ihnen die Natur mitgegeben hat und die, wie Anastasia Kiefer sagt, entscheidend sind beim Wettbewerb um die Gunst des anderen Geschlechts: «Männer suchen sich immer das schönste Weibchen, sie können nichts dafür. Das sind menschliche Fortpflanzungsinstinkte, daran hat sich seit der Steinzeit nichts geändert.»

Viele Schweizerinnen scheinen sich tatsächlich wenig Mühe zu geben, feminin zu sein. Sie verstecken ihre weiblichen Formen unter formlosen Unisex-Klamotten, stecken ihre Füsse in flache Sneakers und lassen auch schon mal das Make-up weg. Da ist es kein Wunder, wenn sich niemand nach ihnen umdreht. «Und wenn es doch einmal geschieht, schreien sie gleich: <Sexuelle Belästigung!>». Anastasia Kiefer hingegen versteht bewundernde Männerblicke als ein Kompliment – und ist sich hier mit ihren Landsfrauen einig. Ihr Schweizer Ehemann Dieter, ein stattlicher Zwei-Meter-Hüne, Ex-

Russinnen haben schon immer Neid, Eifersucht und Unverständnis hervorgerufen.

Banker und heute Immobilienunternehmer, kann dem nur beipflichten: «Meine Freunde beneiden mich um meine Frau», konstatiert er lapidar. Ihre Frauen haben das Thema «russische Frau» freilich nicht so gerne.»

Russische Frauen haben schon immer Neid, Eifersucht und Unverständnis bei ihren westlichen Geschlechtsgenossinnen hervorgerufen. Oft waren es reiche und berühmte Männer, die ihrem Charme erlagen. Friedrich Nietzsche, Rainer-Maria Rilke, Salvador Dalí, Pablo Picasso, Henri Matisse, Louis Aragon oder Jean-Paul Sartre – sie alle hielten sich geheimnisvolle östliche Musen als Frauen oder Geliebte. Heute schmücken sich eher Ikonen der Populärkultur mit langbeinigen Schönheiten aus dem Osten: Frauenschwärme wie Enrique Iglesias und Cristiano Ronaldo sowie Hollywoodstars wie Mickey Rourke, Mel Gibson, Timothy Dalton und Jim Carrey.

Auch Russen und Schweizer verbindet eine lange Geschichte, die mindestens zurück-

reicht bis zu General Suworow, dessen Truppen in den napoleonischen Kriegen durch die Schweizer Alpen zogen. Russische Frauen brachte er nicht ins Land, die kamen später. Nach Jahrzehnten eingefrorener Kontakte im Kalten Krieg tauten die Verhältnisse erst nach dem Sturz des Kommunismus vor gut 20 Jahren rapide auf. Heute leben schätzungsweise 25 000 russische Muttersprachler in unserem Land: Oligarchen wie Viktor Vekselberg und Michail Chodorkowski oder Neu-Schweizer wie Model Xenia Tchoumitcheva oder Snowboard-Olympiasieger Iouri Podlatchikov.

Den Bund fürs Leben schliessen vor allem russische Frauen mit Schweizer Männern. Das Spektrum reicht von der Denner-Kassierererin aus Minsk, die ihren Mann übers Internet kennengelernt hat und auch im verflixten siebten Jahr glücklich mit ihm ist, bis zu der mit Ex-SNB-Chef Philipp Hildebrand verbandelten Multimilliardärin Margarita Louis-Dreyfus, die das Firmenimperium ihres verstorbenen Mannes mit sicherer Hand weiterführt. Hotelmagnatin Ljuba Manz gehört ebenso zu ihnen wie die schrille, schillernde Baulöwengattin Irina Beller oder die Pole-Tänzerin Yuliya Bäumle, die ihren Mann Martin bei der Arbeit im «Viper-Club» in Dübendorf traf. Selbst die Redaktion der *Weltwoche* wurde erobert: Gleich zwei Redaktoren sind mit Russinnen verheiratet.

Nie langweilig

Früher hat es immer geheissen: «Vorsicht, der Russe steht vor der Tür», erinnert sich Dieter Kiefer, ein Hauptmann der Reserve, an seinen Dienst in der Schweizer Armee. «Doch die Russin ist durch den rückwärtigen Raum direkt in unsere Herzen vorgedrungen.» Er wirkt bei diesen Worten nicht, als ob er dieses Überraschungsmanöver bedauern würde. Heute zeigt er seiner Frau bei Ausflügen, wo er als junger Soldat stationiert war, um im Ernstfall den Iwan abzuwehren. «Russinnen haben etwas Mystisches», schwärmt er. Mit ihnen werde das Leben nie langweilig: «Sie sind wie Matrioschkas, die russischen Puppen – immer, wenn man glaubt, bis zum Kern vorgedrungen zu sein, gibt es eine neue Überraschung.» Genau dies, so meint der 64-Jährige, wirke Wunder für Lust und Leidenschaft.

Hat einer eine russische Frau gefunden, dann geizt er nicht mit Lob und Liebesschwüren. «Die Russinnen sind wie die Schweizerinnen



«*Ich, eine Sklavin? Nein, oh, nein!*»: Anastasia Kiefer.

vor dreissig Jahren», befand Jörg Arnold, der Inhaber des Zürcher Hotels «Storchen» nach seiner Hochzeit mit Gattin Inna. «Bei einer Russin fühlt sich der Mann als Mann.» Walter Beller wiederum entdeckte an der Seite seiner Irina südliches Temperament: «Sie sind die Italienerinnen des Ostens – fröhlich, herzlich, offen, und die Familie ist das Wichtigste für sie. Irina hat gerne Schmuck, aber für die Familie würde sie ihren ganzen Schmuck verkaufen.»

Schmuck freilich ist im Zusammenhang mit Frauen aus dem ehemaligen Ostblock ein mit allerlei Vorurteilen behaftetes Schlüsselwort. Nicht erst, seit Irina Beller ihren Geschlechts-genossinnen per Bestseller Nachhilfe darin erteilte, wie man sich einen «Mister Rich» angelt, gelten Osteuropäerinnen als verwöhnte Luxusweibchen. «Eine schöne Russin muss man sich leisten können», meint sogar Anastasia Kiefer und rückt ihre langen Beine ins Licht, damit die Louboutins besser zur Geltung kommen. «Sie ist ein Statussymbol wie ein Ferrari oder eine Jacht. Aber sie ist es auch wert.»

Teenie-Tochter, die Eulenfrau

Die legendäre Liebe der Russinnen zum Luxus hat freilich einen leicht nachvollziehbaren Grund: Anastasia führt sie auf einen ausgeprägten Nachholbedarf zurück: «In der Sowjetunion war alles Mangelware – Kosmetik, Kleidung, schicke Schuhe, Schmuck.» Für eine «richtige Frau» jedoch seien all diese Dinge unverzichtbar: «Sie braucht das, weil sie sich mit ihnen schmücken möchte. Das liegt ihr im Blut.» Schliesslich fallen nur attraktive Frauen einem Mann ins Auge. «Ja, ja die inneren Werte sind natürlich sehr wichtig», gesteht sie zwar ein, «die Seele, der Humor. Aber zuerst einmal muss die Verpackung den Mann ansprechen: Wenn die stimmt, wickelt er doch gleich viel lieber den Diamanten der inneren Werte aus, der sich darin verbirgt.»

Die Westeuropäerinnen aber hätten in ihrem Streben nach Gleichheit diese Lektion vergessen: «Selbst die schönsten von ihnen ziehen sich so an, dass man sie als Frauen gar nicht mehr wahrnimmt. Flache Schuhe, Brille, Pfer-

deschwanz – da kuckt doch keiner hin.» Sie selber würde ungeschminkt noch nicht einmal die Post aus dem Briefkasten holen. Wenn ihre brillentragende Teenie-Tochter wieder einmal darauf beharrt, dass ein Mann sie gefälltigt so lieben solle, wie sie sei, schärft sie ihr ein, dass sie als Eulenfrau halt nicht dem Schönheitsideal entspreche: «Das ist zwar ungerecht und oberflächlich, aber so ist nun mal das Leben.»

«Kein Wunder, werden die Söhne schwul»

Noch drastischer formuliert es Ludmilla Ramage-Magnus, die vor einem Vierteljahrhundert aus Moskau in die Schweiz gekommen ist. Als Verkäuferin in der Dior-Boutique an der Bahnhofstrasse versteht sie ohnehin viel von Mode und von modebewussten Kundinnen. «Viele Schweizerinnen haben vergessen, wie man sich schick kleidet», klagt sie. «Sie sehen zu jedem Anlass gleich aus. Dazu kommen noch die kurzen Haare, als ob sie versuchten, Männern immer ähnlicher zu werden. Dann wundern sie sich, wenn ihre Söhne schwul werden. Das ist doch kein Wunder: Die sehen keinen Unterschied zwischen Männlein und Weiblein, und mit einem Mann wird es weniger kompliziert.»

Ihre Beziehungen halten russische, ukrainische oder weissrussische Frauen möglichst frei von Komplikationen. «Ich stelle meinen Mann auf ein Podest, er ist für mich der Klügste, Schönste und Beste», empfiehlt Anastasia Kiefer. «So kann er mich zu sich hochholen. Ziehe ich ihn ständig herab, liegen wir beide im Dreck. Ausserdem vergeht kein Tag, an dem ich ihm nicht sage, dass ich ihn liebe, und wenn ich ihn einmal kritisiere, dann so, dass er es nicht bemerkt.»

Dieses Verhalten hat den Vorteil, dass es die Beschützerinstinkte weckt, die in jedem Mann schlummern. «Ich bin im Business eine knallharte Geschäftsfrau», sagt Anastasia, die in Pfäffikon Luxusimmobilien vermittelt und als Maklerin der High Society bekannt ist. «Aber wenn es mal nicht so gut gelaufen ist, breche ich manchmal abends vor dem Computer in Tränen aus. Dann lasse ich mich von meinem

Mann trösten. Das tut gut.» Ähnlich äusserte sich das Model Katia Elizarova aus dem russischen Saratow, die Freundin des britischen Filmschauspielers Benedict Cumberbatch. «Engländer sind ja solche Schwächlinge», ätzte sie. «Nie würde man von ihnen hören, was russische Männer sagen: «Keine Sorge, ich habe alles im Griff.» Aber mir gefällt es von Zeit zu Zeit, mich klein und verwundbar zu fühlen. Was ist daran schlecht?»

Und die russischen Männer?

Doch wer nun glaubt, dass Russinnen ausnahmslos hilflose Püppchen seien, unfähig, auch nur die Riemchen an ihren Jimmy Choos zu schliessen, der täuscht sich. Im Gegenteil: Sie sind praktisch, zupackend, vielseitig talentiert, voll praktischer Intelligenz und Menschenkenntnis und damit echte Partnerinnen ihrer Männer. Diese Eigenschaften machen in der Tat einen weitaus grösseren und nachhaltigeren Teil ihrer Attraktivität aus als Schminke und Sex-Appeal. «Ich kann alles», betont beispielsweise Ludmilla Ramage-Magnus: «Stricken, nähen, bügeln, kochen, putzen, ein Bild aufhängen.» Sie könnte auch «Autos reparieren, Holz hacken oder Feuer machen in der Wildnis» hinzufügen: Gerade in Krisensituationen erweist sich, was ein Mann an seiner russischen Frau hat. Sie ist da für ihn, in guten wie in schlechten Zeiten.

«Für unsere Männer tun wir alles», bekräftigt Ludmilla. «Mit ihnen teilen wir alles. Und wir sind sehr, sehr treu – solange er uns nicht enttäuscht.» Jedes Schulkind kennt das Gedicht «Russische Frauen», in dem der Dichter Nikolaj Nekrassow dem vermeintlich schwachen Geschlecht ein Denkmal gesetzt hat. Es handelt von einer Frau, die ihrem Mann in die sibirische Verbannung folgt, und gipfelt in den Worten: «Ich, eine Sklavin? Nein, oh, nein! Ich bin ihm Frau und Freund. Mag sein Geschick nun bitter sein, ich trag's mit ihm vereint.»

Russische Männer wissen übrigens auch ohne Poesie, was sie an ihren Frauen haben. Nur ganz wenige von ihnen heiraten Westlerinnen. ○

Wieder in den Regierungsrat

Markus Kägi



Zusammen mit **Ernst Stocker** (bisher),
Thomas Heiniger (bisher),
Silvia Steiner und **Carmen Walker Späh**

Für die Menschen im Kanton Zürich

www.markuskaegi.ch

Überparteiliches Komitee





Einspruch

Verhaltensauffällige Behörde

Kürzlich widmete sich die *Weltwoche* dem «freundlichen Gesicht der Kesb». So sympathisch Lucie Rehsche auch ist: In der Schweiz stehen alleinerziehende Eltern unter Druck – nicht weil sie drei Kinder grossziehen haben, sondern weil ihnen die Kesb im Nacken sitzt. *Von Zoë Jenny*

Frau Rehsche macht in der Tat nicht nur einen freundlichen, sondern – was noch wichtiger ist, wenn man auf einer Behörde, die Kinder und Erwachsene schützen soll, arbeitet – einen vernünftigen Eindruck. Wären wir uns begegnet, wäre ich jetzt mit meiner Familie wohl noch in meinem Haus am Obersee und nicht in Wien und würde diesen Kommentar schreiben. Vielleicht ist sich Frau Rehsche ihrer Verantwortung bewusst und kann mit der Macht, die ihr durch ihre Position gegeben ist, umgehen. Die Missstände, die durch die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) entstanden sind, sind nicht ihre Schuld – aber sie sind mit Sicherheit ihr Problem.

Bedauerlicherweise ist Frau Rehsche ein Einzelfall, und das Ganze ist nicht ganz so harmlos, wie sie es darzustellen versucht. Sie sagt, man könne Entscheide anfechten. Dem muss ich widersprechen. Ich habe es zweimal versucht. Tatsache ist, dass das Verwaltungsgericht äusserst selten auf Beschwerden eingeht. Obschon es seit der Einführung der Kesb nur so Beschwerden hagelt.

Sie behauptet, die Kesb-Verantwortlichen arbeiteten jetzt professionell. Davon habe ich nichts bemerkt. Ich hatte es mit einem Sozialarbeiter zu tun und einer kinderlosen ehemaligen Kindergärtnerin, deren Bruder in jenem Departement in leitender Stellung arbeitet, wo die Aufsichtsbeschwerden gegen seine Schwester hinkommen. Ist das nicht genau das, was man eigentlich vermeiden wollte? Befangenheit, Günstlings- und Vetterliwirtschaft?

Auch in einem Rechtsstaat kann eine Behörde, wenn sie die entsprechende juristische Beratung hat, haarscharf an der Grenze zur Legalität operieren. An der Mahnwache in Zürich vom vorletzten Freitag sprach der Vater von Natalie K. von «behördlich angeordnetem Kindsmisshandlung». Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Kesb auch in vielen anderen Fällen zu weit gegangen ist. Die Untersuchungen laufen, aber eines ist sicher: Die Kesb gehört unter die Lupe genommen. Ich glaube, die meisten Eltern in der Schweiz lieben ihre Kinder und sind gut zu ihnen. Eltern müssen nicht perfekt sein. So viele schlechte und gefährliche Eltern, wie die Eingriffe und Massnahmen der Kesb glaubhaft machen, kann es gar nicht geben.

Seit Einführung der Kesb wird gejamert, sie sei überlastet. Kein Wunder, wenn bei jeder

noch so an den Haaren herbeigezogenen Gefahrenmeldung ein Dossier erstellt wird und Abklärungen getroffen werden. Gesunder Menschenverstand und Bürgernähe würden dem Einhalt gebieten – unter dem alten System war dies eher der Fall. Die Kesb-Mitarbeiter sind – wie Frau Rehsche selber zugibt – gefangen in einem starren, unflexiblen Korsett von Paragrafen und Reglementierungen. Sie schreiten ein und untersuchen, wo es nichts zu untersuchen gibt. Sie wittern Gefahr, wo keine ist – und werden so selber zur Gefahr.



Die Kesb gehört unter die Lupe genommen.

Wenn eine Behörde so viel Widerstand und Unbehagen auslöst, kann man davon ausgehen, dass etwas nicht stimmt. Und zwar nicht mit den Bürgern, die sich beschwerten, sondern mit der Behörde. Von einer Behörde, die gut arbeitet, hört man nämlich nichts. Schon gar nicht wird sie zum Schimpfwort. Die Kesb ist verhaltensauffällig wie ein schwererziehbares Kind. Sie ist geprägt von einem negativen Menschenbild. Die Unschuldsvermutung gilt für sie nicht. Wer von Anfang an davon ausgeht, dass Eltern für ihre Kinder gefährlich sind und alte, kranke und behinderte Menschen automatisch staatlichen Beistand brauchen, der züchtet ein

Problemvolk heran. So viel Bevormundung kann nicht gesund sein.

In der Schweiz sind alleinerziehende Eltern mittlerweile gestresst, nicht weil sie drei Kinder grossziehen haben, sondern weil ihnen die Kesb im Nacken sitzt. Bis jetzt konnte die Behörde nicht glaubhaft machen, dass ihre angeblich professionellen Mitarbeiter empathiefähiger oder vernünftiger sind als der Bäcker von nebenan. Gleichzeitig aber sind die Kosten immens gestiegen.

Systematisch eingeschüchtert

In einer direkten Demokratie ist es letztlich der Bürger, der darüber entscheidet, welche Behörden er will und in welchem Ausmass er geschützt werden möchte. Der Souverän ist der Erziehungsbeistand für abgehobene, lebensferne Politiker, die manchmal zu vergessen scheinen, dass ihre Entscheidungen verheerende Auswirkungen haben können. Die Kesb wurde vom Parlament eingeführt. Sie hat sich bis jetzt noch nicht der Prüfung einer Volksabstimmung stellen müssen. Grosse Teile der Bevölkerung haben in die Kesb kein Vertrauen. Sie fühlen instinktiv, dass hier etwas aus dem Ruder gelaufen ist.

Einer jungen Mutter, die grosse Angst vor einer Anhörung bei der Kesb hatte, habe ich zwei Begleitpersonen organisiert. Die Mutter wurde bei der Anhörung mit Facebook-Einträgen und Abhörprotokollen konfrontiert und systematisch eingeschüchtert. Die strafrechtliche Relevanz dieses ungeheuerlichen Vorgehens wird derzeit überprüft.

Wegen der verbalen Angriffe der SVP rümpft Frau Rehsche empört die Nase und schüttelt den Kopf: Wie kann man nur! Meine Frage: Leiden hier nun die Kritiker oder die Kritisierten unter Wahrnehmungsstörungen?

Wenn eine Behörde Telefone von Betroffenen abhört und Leute bespitzelt, wenn unbescholtene Bürger aus Angst vor Massnahmen ins Ausland flüchten und Kritikern wie mir mit Sanktionen gedroht wird – dann muss sie sich selbstverständlich auch Vergleiche mit Behörden gefallen lassen, die man in Europa zu Recht längst abgeschafft hat.

Zoë Jenny ist Schriftstellerin. Sie gehört zu den vehementesten Kritikerinnen der Kesb und hat vorletzte Woche in Zürich eine Mahnwache für die beiden in Flaach getöteten Kinder organisiert.

Ausfall aus der Trutzburg

Selbst Gegner geben zu, dass niemand die Schweiz in den letzten Jahrzehnten mehr geprägt hat als Christoph Blocher. Jetzt setzt der 75-Jährige zum letzten Kampf gegen die EU an – von Schloss Rhäzuns aus, das seit je europäische Durchfahrtswege kontrolliert. Von Wolfgang Koydl und Nik Hunger (Bilder)

Christoph Blocher zieht das Gittertor hinter sich zu, bis es einschnappt, hält kurz inne und atmet tief durch. «Spüren Sie es?», fragt er und reckt den Kopf hoch, als ob er eine besondere Stimmung wittern würde. «Spüren Sie diese Geborgenheit? Hier kommt keiner rein, wenn ich es nicht will.»

Steil führt der Weg den Burghof hinauf zum Hauptgebäude, himmelan stürmen die schneeweissen Mauern mit den Wappen früherer Besitzer und Bewohner. Schloss Rhäzuns ist eine eindrucksvolle Festung. Fast hundert Meter hoch thront sie auf einem Felsporn inmitten der wilden Wasser des Hinterrheins. Auch wenn der Graben längst versandet ist und die Zugbrücke durch einen festen Steg ersetzt wurde, kann man sich noch immer vorstellen, dass diese Anlage einst ziemlich uneinnehmbar war.

Seit einem halben Jahrhundert gehört das Schloss der Ems-Chemie, dem grössten Bündner Industrieunternehmen, welches mehrheitlich im Besitz der Unternehmer- und Politikerfamilie Christoph Blochers ist. Man könnte es für eine Marotte Blochers halten, für die Erfüllung eines Bubentraums von einer Ritterburg vielleicht. Aber der Burgherr winkt müde ab. Blocher wäre nicht Blocher, wenn er in dem alten Gemäuer nicht eine Symbolik und Parallelen zur Schweiz erkennen würde: Auch sie ist in seinen Augen eine Trutzburg, hinter deren Mauern die Bewohner in Sicherheit, Frieden und Wohlstand leben können.

Privatbesitz von Napoleon

Es kann ausserdem nicht überraschen, dass sich der Mann, der als Stratege der SVP titulierte wird, auch von der strategischen Lage der Burg an einer Engstelle durch die Berge angezogen fühlte. Auch die Tatsache, dass die Anlage einst Privatbesitz von Napoleon war, dürfte Blocher nicht von einem Erwerb abgeschreckt haben – eher im Gegenteil.

Es ist nicht sicher, ob der Franzosenkaiser je in den Mauern geweilt hat. Trotzdem gibt es im obersten Geschoss ein Napoleon-Zimmer. Die Wände sind im Rokostil von Hand bemalt. Sie kontrastieren stark mit den zwei schlichten Einzelbetten in den Ecken. «Die haben wir für die Enkel hereingeschoben», erklärt Blocher. «Irgendwo müssen sie ja schlafen, wenn sie auf Besuch sind. Warum nicht im Napoleon-Zimmer.»

Er tritt ans Fenster und weist mit Feldherrngeste hinaus dorthin, wo der Fluss nach Süden hin am Horizont mit den Bündner Alpen ver-



«Spüren Sie diese Geborgenheit?»: Schloss Rhäzuns.

schwimmt. «Hier ist die engste Stelle im Tal, wer von Norden nach Süden will oder umgekehrt, muss hier durch», erklärt Blocher. Er muss es nicht aussprechen, aber es wird schon klar, dass er auch hier Ähnlichkeiten sieht zur Lage der Schweiz in Europa. So wie die Herren von Rhäzuns einst unliebsamen Fremden die Durchreise verwehren konnten, so könnte die Eidgenossenschaft als Hüterin der Alpenpässe der unliebsamen EU das Leben schwer machen.

In diesem Jahr wird Blocher 75, und obwohl er mehrmals betont, dass es sich lediglich um ein «numerisches» Alter handelt, merkt man doch, dass sich zuweilen Müdigkeit in die Augen stiehlt. Ehefrau Silvia passt auf, dass er sich im Gespräch nicht wiederholt, und hilft ihm sanft auf die Sprünge, wenn ihm einmal ein Name oder ein Wort nicht sofort einfallen will.

Es ist wohl die letzte grosse Schlacht, auf die sich Blocher vorbereitet. Ihm geht es darum, zu verhindern, dass die Schweiz Eigenheit und Eigenständigkeit verliert und aufgeht in einem europäischen Staaten-Einerlei.

Zur Ausarbeitung seines Schlachtplans kommt er, wann immer es geht, nach Rhäzuns. Hier kann er besser arbeiten als in der Villa in Herrliberg oder im Büro in Männedorf: «Ich brauche Ruhe zum Schreiben.» Auch alle Albis-

gütli-Reden sind hier entstanden – nicht an einem Schreibtisch, sondern an einem langen Esstisch in einer Speisesaal. Von mittelalterlichen Fresken blicken ihm König Artus, Drachentöter Georg und der Ritter und Bänkelsänger Jörg von Rhäzuns über die Schulter. Keine schlechte Gesellschaft, wenn man versucht, die Schweiz zu retten. Schon im nächsten Jahr wird es zur Entscheidungsschlacht kommen, da ist sich der alte Haudegen sicher: «2016 werden wir eine Abstimmung über den «schleichenden EU-Beitritt» haben, dies wird dann beschönigend «Rahmenvertrag mit der EU über den bilateralen Weg» oder ähnlich lauten.»

Grosse Männer

Anfang der neunziger Jahre ist es ihm schon einmal gelungen, das Schlimmste abzuwenden, als er gegen viele Widerstände unerwartet die Abstimmung gegen einen Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum gewann. «Ohne meinen Einsatz wäre es wahrscheinlich nicht geglückt», meint Blocher. «Dann wären wir heute längst in der EU, und es ginge der Schweiz schlechter.» Er hat die Schweiz verändert, was in der schweizerischen Direkt- und Konsensdemokratie keine alltägliche Leistung ist.

Das sehen auch seine Gegner so, weshalb sie ihn verteufeln, beschimpfen und verunglimpfen. Am meisten treibt es sie zur Weissglut, dass Blocher in vielen Augen, vor allem im Ausland, zu einem Synonym für das Land geworden ist. Er ist der einzige Schweizer Politiker, den man jenseits von Bodensee, Genfersee und Langen-

«Irgendwo müssen die Enkel ja schlafen. Warum nicht im Napoleon-Zimmer.»

see kennt. Allerdings klebt man ihm auch dort Etiketten an, von denen Rechtspopulist noch die harmloseste ist.

Nach Schweizer Massstäben ist er ein grosser Mann, und von grossen Männern versteht Blocher etwas. Regelmässig referiert er über Alfred Escher, Johann Heinrich Pestalozzi oder Ulrich Ochsenbein. Letzterer hatte die europäischen Grossmächte aufgefordert, mit Truppen einzumarschieren und das singuläre demokratische Experiment von 1848, den Schweizer Bundesstaat, zu attackieren. Sie würden sich nur eine blutige Nase holen, und nach und nach würde der demokratische Funke auch ihre morschen



«Jeder, der sich in der Politik exponiert, braucht einen sicheren Ort»: alt Bundesrat Blocher im Napoleon-Zimmer.



«Ob etwas bleibt, kann man erst später sagen»: mit Spieluhr, die einst dem Kaiser von China gehörte.

Reiche in Brand stecken. Der Feuersturm würde die Könige von ihren Thronen fegen.

Blochers Augen leuchten auf, als er die Geschichte erzählt. Ja, Ochsenbein war ein grosser Schweizer. Und er selbst? Sieht er sich als eine herausragende Person der Geschichte? Er sagt nicht ja, nicht nein. «Das weiss ich nicht», meint er nach langem Überlegen. «Ob etwas bleibt, kann man erst später sagen. Ich bin freilich sicher, dass man über viele, die heute gross sind, in fünfzig Jahren nicht mehr sprechen wird.»

Gutes tun

Natürlich kokettiert er hier, warum auch nicht. Kaum einer ist gegen Eitelkeit vollkommen gefeit. Aber es ist eben auch eine der hervorstechendsten, wenn auch weniger bekannten Eigenschaften, dass das siebte von elf Kindern einer Pastorenfamilie – «die Pfarrerssöhnedichte in der Politik ist relativ gross», spottet er – immer bescheiden geblieben ist. Er spendet Geld, hilft Fremden, tut Gutes – ohne darüber zu sprechen. Sicher, er ist ein durchtriebener Politiker und ein gewiefter Geschäftsmann, sonst wäre er nicht dort, wo er heute ist. Aber im Kern ist er vor allem eines: ein anständiger Mensch.

Vielleicht liegt es auch daran, dass ihm die Gegner ein einfaches Weltbild vorhalten, in dem er mit einfachen Lösungen herumfuhrwerke. Blocher hat mit diesem Vorwurf kein Problem. Lassen sich nicht alle komplizierten Zusammenhänge auf einfache Ursachen reduzieren? Wird die mutmassliche Komplexität einer Materie nicht gerade von jenen so eindringlich beschworen, die vorgeben, dass sie die Lösungen kennen?

«Reduce to the max» – die grösstmögliche Verdichtung auf das Wesentliche, so lautet das Erfolgsrezept Schweizer Designs. Ähnlich grif-

fig umreisst Blocher die Schweiz: «Sie ist auf vier Säulen aufgebaut: Unabhängigkeit, der direkten Demokratien, Neutralität und dem Föderalismus.» Nun aber sieht er diese Eckpfeiler in Gefahr – durch einen «stillen Staatsstreich von oben» in Bern. «Ich glaube, die Schweiz befindet sich in einer ähnlichen Umbruchsituation wie 1848, nur diesmal in umgekehrter Richtung», erläutert er seine Sorge. «Alle vier Staatssäulen sind massiv bedroht: Durch den Drang in die EU wird unser unabhängiger Handlungsspielraum eingeschränkt, die direkte Demokratie wird untergraben und ausge-

«Für die grossen Nachbarn waren wir entweder ein Anachronismus oder eine Bedrohung.»

höhlt, wie immer klammheimlich, und das selbe gilt für unsere Neutralität und für den Föderalismus, wo sich Gemeinden und Kantone Entscheide abkaufen lassen.»

Blocher sprüht vor Tatkraft. Er fühlt sich am wohlsten im Getümmel. Die Schweizer «Konsensseuche» war ihm schon immer ein Gräuel. «Das funktioniert nur, weil das Volk das letzte Wort hat und das Volk eine deutliche Sprache spricht.»

Wird ihm das Volk nächstes Jahr folgen, so wie es ihm bei der EWR-Abstimmung 1992 folgte? «Ich bin vorsichtig, auch damals war es ein harter Kampf.» Er rückt den Stuhl näher an den Tisch, als ob er etwas Vertrauliches mitteilen wollte. «Ich will die Schweizer nicht verherrlichen, das sind nicht alle kleine Tellen, die in der Landschaft herumlaufen.» Es gehe auch um wirtschaftliche Interessen, im Portemonnaie der Bürger und in den Bilanzen der Unterneh-

men. «Ich muss den Kampf führen gegen die Wirtschaft, das sind ja meine eigenen Leute.»

Dass er ihn führen wird, steht ausser Frage. Die Schweiz gegen den Rest Europas, das sei schliesslich kein neues Narrativ. «Wir haben immer negative Erfahrungen gemacht, wenn wir uns europäischen Grossmächten angeschlossen haben», erinnert Blocher. Immer sei es darum gegangen, dem Sog der grossen Nachbarn zu widerstehen. «Für die war der kleine Staat in der Mitte des Kontinents entweder ein Anachronismus oder eine Bedrohung», meint er – und beides wegen des Instrumentes der direkten Demokratie. Auch heute wieder fürchten die Brüsseler Eliten die Stimme der Völker, da die Völker immer neidischer in die Schweiz schielen, je mehr demokratische Grundrechte bei ihnen daheim ausgehebelt werden.

Kleinheit als Stärke

Dennoch glaubt Blocher, dass «wir nicht als Missionare der direkten Demokratie tätig» werden sollten. «Das verbietet uns der Respekt vor den Bürgern der anderen Staaten.» So wie die Schweiz es nicht wolle, dass ihr von aussen Ratschläge gegeben werden, so wenig goutierten dies auch andere Länder. Zudem: Die Schweiz ist immer gut gefahren, wenn sie unter dem Radar der europäischen Aufmerksamkeit wegtauchen konnte. «Unsere Kleinheit war immer eine unserer grössten Stärken», sagt Blocher mit schelmischem Lächeln. «Alle erschrecken immer, wenn ich das sage. Aber es stimmt.»

Ob er aneckt, polarisiert oder verstört – all das hat Blocher noch nie gestört. Er tut, was er für richtig hält. Vorwürfe, er sei konservativ, ja reaktionär, erledigt er mit einem Achselzucken. «Man kann auch auf alten Säulen etwas Neues aufbauen», sagt er. «Und auch wenn die Geschichte unangenehm war, muss sie bezeugt werden.» Er deutet auf das Wappen über dem Burgtor von Schloss Rhäzüns. Es zeigt die österreichischen Farben und den Doppeladler der Habsburger, die mehr als 300 Jahre lang hier Herren waren. Als er das Wappen restaurieren wollte, protestierte der Kanton gegen diese anscheinend frivole monarchistische Anwendung. «Sie wollten einen Bündner Steinbock», erinnert sich Blocher schmunzelnd. «Aber ich bin stur geblieben.»

Jetzt wacht also der Kaiser-Adler über den Zufluchtsort des schweizerischen Republikaners. Warum aber Zuflucht? Wovor fürchtet sich ein Christoph Blocher? «Nein, Angst habe ich nicht», sagt er. «Aber jeder, der sich in der Politik exponiert, braucht einen sicheren Ort.» Und wenn doch mal einer bis zum schmiedeeisernen Gittertor vordringt? Blocher deutet mit breitem Grinsen in die Höhe. «Dann können ihm von dort oben, aus dem obersten Zwischenboden, wo grosse Bollensteine liegen, Steine genau auf den Kopf fallen. So wie es vor 700 Jahren bei der Schlacht am Morgarten die Habsburger traf.»

Besser für die Wirtschaft

Nach dem brutalen Nein zur Energiesteuer-Initiative der Grünliberalen hoffen konservative Exponenten, die Energiewende kippen zu können. Dabei zeigt eine genauere Betrachtung, dass eine «Nichtwende» höhere Subventionen und Auslandabhängigkeit zur Folge hätte. *Von Bastien Girod*



Obwohl die Grünliberalen mit ihrer Initiative einen Weg vorschlugen, der weder von SP, Mitteparteien noch Swisscleantech unterstützt wurde, stellen nun einige konservative Exponenten aus SVP und FDP gleich die ganze Energiewende in Frage. Doch wer eine möglichst unabhängige und wirtschaftliche Energieversorgung möchte, sollte anerkennen, dass sich die Realitäten im Strommarkt grundlegend zugunsten der Energiewende verschoben haben. Die Kosten der Stromgewinnung aus Wind und Sonne sind in den letzten zwanzig Jahren dank technischem Fortschritt rasant gefallen. Nun folgt eine ebenso rasante Entwicklung bei der flexiblen Stromgewinnung aus Biomasse sowie Speicherung und Koordination des unregelmässig anfallenden Stromangebots. Schon heute bieten in vielen Regionen die Wind- und Solaranlagen auch ohne politische Unterstützung die kostengünstigste Stromversorgung. Deshalb sehen wir für diese Erzeugungstechnologien in Europa einen starken Zubau.

Aufgrund des liberalisierten Strommarktes führt diese Entwicklung auch in der Schweiz zu einer grundlegenden Veränderung der Strompreise, unabhängig davon, ob die Schweiz beim Zubau mitmacht oder nicht. Im Unterschied zu flexiblen Biogas- oder Wasserkraftwerken kann man AKW nicht abschalten, und somit produzieren sie, auch wenn genug Strom auf dem Markt ist. Das ist in Europa immer häufiger der Fall, wenn die Sonne scheint oder der Wind weht. Deshalb rentieren AKW in Europa nicht mehr – trotz Subventionen durch staatliche Versicherung der Risiken beim Betrieb der AKW und bei der Lagerung der nuklearen Abfälle. Das geplante AKW Hinkley Point in England ist hierfür exemplarisch. Für seine Finanzierung benötigt es eine staatliche Bürgschaft für alle Kredite und eine kostendeckende Einspeisevergütung (KEV), die höher ist als diejenige für erneuerbare Stromproduktion.

Abschalten und staunen

Die AKW weiterlaufen lassen ist je länger, je weniger eine Option. Wegen der Alterung der Materialien und der veralteten Technik muss immer stärker in die Sicherheit investiert werden. Die Betreiberin des AKW Mühleberg hat bereits selber erkannt, dass ein Weiterbetrieb wirtschaftlich keinen Sinn ergibt. Der Bau von

Gaskraftwerken würde die Auslandabhängigkeit stark erhöhen und ist ohne staatliche Unterstützung auch nicht wirtschaftlich.

Somit bleibt die Frage, ob wir die alten AKW durch Stromeffizienz und einen verstärkten Zubau von erneuerbarer Stromproduktion ersetzen wollen oder ob wir nach dem Abschalten der alten AKW erstaunt feststellen, dass wir von Importen aus dem Ausland abhängig geworden sind.

Stromeffizienz ist die wirtschaftlichste Lösung. Wie die wettbewerblichen Ausschrei-



Kernkraftwerke sind keine Option mehr.

bungen seit Jahren zeigen, kostet die Einsparung einer Kilowattstunde Strom deutlich weniger als die Produktion einer Kilowattstunde. Für den verbleibenden Strombedarf steht ein grosses Potenzial an erneuerbarer Stromproduktion in der Schweiz zur Verfügung. Bereits der Zubau der erneuerbaren Produktion seit dem Jahr 2000 erlaubt eine Stromproduktion, die diejenige des AKW Mühleberg übertrifft. Die Projekte, die schon heute auf der Warteliste für die kostendeckende Einspeisevergütung sind, würden mehr Strom produzieren als die drei ältesten AKW zusammen. Und das alles, ohne dass die KEV-Abgabe

über die vom Nationalrat beschlossene maximale Höhe von 2,3 Rappen pro Kilowattstunde Strom ansteigen muss. Die künftigen Schwankungen der Stromproduktion von Wind- und Fotovoltaik können aufgrund unserer mächtigen Wasserkraft und der flexiblen Biomasse sogar innerhalb der Schweiz ausgeglichen werden. Schliesslich wird der technische Wandel zu intelligenteren Netzen und kostengünstigen dezentralen Speichern die Integration der erneuerbaren Produktion weiter vereinfachen.

Für die Wirtschaft ist die KEV kein Problem, weil die energieintensiven Unternehmen davon befreit sind. Für die nicht energieintensiven Unternehmen sind die maximal 2,3 Rappen pro Kilowattstunde kaum spürbar und in jedem Fall deutlich preiswerter als der Bau von AKW oder Gaskraftwerken. Gleichzeitig ist die Energiewende eine grosse Chance für unsere Wirtschaft.

Träume aus den sechziger Jahren

Wie einst die Eisenbahn die Industrie befruchtete und zur Gründung von Unternehmen geführt hat, von denen wir bis heute noch profitieren (beispielsweise ABB und Stadler Rail), erlaubt die Energiewende den Unternehmen, Innovationen zu erproben und weiterzuentwickeln. Erneuerbare Energien werden den Strommarkt weltweit prägen, damit wächst auch die globale Nachfrage nach entsprechenden Produkten rasant. Die Energiewende macht deshalb die Schweiz für innovative und langfristig orientierte Unternehmen attraktiver. Das Erproben, Entwickeln und Herstellen von zuverlässigen Materialien, Speicher- oder Steuerungslösungen für eine effiziente und erneuerbare Energieversorgung sichert wertvolle Arbeitsplätze.

Kurz: AKW sind keine Option mehr. Wer eine sichere, kostengünstige und einheimische Stromproduktion will, entscheidet sich für die Energiewende. Statt Träumen aus den sechziger Jahren nachzutruern, die durch die Fakten der Gegenwart längst widerlegt sind, sollten auch konservative Politiker die Energiewende konstruktiv mitgestalten.

Bastien Girod ist Nationalrat der Grünen und ETH-Umweltwissenschaftler mit Dokortitel.



Emil ante portas! Der ganze Emil ist jetzt museumsreif.



Stil & Kultur

Einer für alle

Von Daniele Muscionico

Acht Typen suchen ein Gegenüber, acht Charaktere suchen ihr Publikum. Das ist unser Oktett zu Oktern.

Zu Oktern? «Kirchlicher Feiertag mit sechs Buchstaben: Oktern», so rätselte kreuz und rätselte quer damals, 1970, ein weissgekittelter Telegrafbeamter auf den Theaterbühnen dieses Landes. Oktern ist, wenn der Okterhase Eier legt. *Dumms Züg?*

Dumms Züg ist, zu meinen, dass diese Musterköpfe nichts mit uns zu tun haben. Aber doch, das sind wir und niemand anders. Das sind wir, in unseren Vorzügen scharf beleuchtet, auf unsere Eitelkeiten schräg reduziert, auf unsere Vorlieben hin akkurat gescheitelt und schön frisiert. Freilich, so ein Schnauzer, Pudelfreund, Oberstudienrat hat heute Seltenheitswert. Nicht so in den fünfziger, sechziger Jahren, als der Urheber sie ins Leben rief.

Ein Oktett zu Oktern und aus noch aktuellem Anlass: Ab sofort kommt in Luzern ein kabarettistischer Menschenfischer zu Ehren, der in der Schweiz seinesgleichen sucht. Es ist der Autor dieses Musterbuches, und er ist bis heute unser erfolgreichster Schweizer Botschafter im Ausland und im Inland der populärste Schweizer durch alle Generationen und Schwiegermütter-Vereine: Emil. Das hier ist ein Emil-Steinberger-Panorama, Steinberger als junger Schauspieler, Steinberger vor seiner Emil-Werdung auf der Suche nach seinem Bühnen-Gesicht.

Emil ante portas! Das Historische Museum in Luzern würdigt Emil und Emil Steinberger, einer ist der Doppelgänger des anderen, mit einer Werk- und Lebensausstellung. Es ist die erste Übersichtsschau überhaupt. Und man kann sich nur wundern, wieso ein Mime dieses Kalibers so lange auf diese Würdigung warten musste.

Sich Emils Werts und Emils Werks bewusst zu werden, hat gedauert. Wie alles dauert, das von Dauer sein soll. Emil, das Phänomen, Emil, das Geheimnis. Was hat ihn denn so beliebt gemacht – und macht ihn beliebt bis heute, wenn er auf Lesungen geht? Ob die Ausstellung diese Fragen beantworten wird, ist unwichtig. Entscheidend ist, dass wir uns eines Künstlers erinnern, der alle typischen Schweizer Eigenschaften in sich vereint, die Schweizer Kunst zum Exportschlager macht, ähnlich Fischli/Weiss oder einem Roman Signer. Emil ist, wenn einer auf gnadenlos liebevolle Weise Allzumenschliches in eine Kunstform packt, die das Schlechteste ins Beste wendet – ins Lachen über uns selbst.

«Emil. Die Ausstellung»: Historisches Museum Luzern, Vernissage 26. März, bis 6. September 2015.

«Ich spüre den Verfall»

Joaquin Phoenix gilt als einer der besten und wandelbarsten Schauspieler Hollywoods. Im Interview spricht er über Drogen, Versagensängste und seine Kindheit in einer Hippie-Familie.

Von Claas Relotius

Ein Interview mit Joaquin Phoenix zu führen, kommt einem Roulette-Spiel gleich. Man entscheidet sich für Fragen, schlägt einen bestimmten Ton an, und setzt damit alles auf eine Farbe. Ob damit ein Gespräch gelingt, hängt allein vom Glück ab, oder, in diesem Fall, von der Tagesform des Schauspielers. Phoenix, der inzwischen vierzig Jahre alt ist, gilt als überaus launischer Gesprächspartner, der bei Interviews gerne einmal ausfallend wird oder spontan den Raum verlässt. An diesem Frühjahrsabend in einem Pariser Hotelzimmer macht der Kalifornier einen offenen, beinahe ausgelassenen Eindruck. Er trägt schwere Stiefel, Jeans und ein weisses T-Shirt. Wie Phoenix breitbeinig im Ledersessel sitzt, das pechschwarze Haar zur Tolle gekämmt, erinnert die rebellenhafte Pose an die bisher vielleicht wichtigste Filmrolle – als junger Johnny Cash.

Mr Phoenix, Regisseure und Schauspielkollegen, die regelmässig mit Ihnen arbeiten, bezeichnen Sie als Autisten. Können Sie mit dieser Beschreibung etwas anfangen?

Ich würde nicht widersprechen. Aber diese Beschreibung trifft vor allem auf mich als Privatmensch zu.

Warum diese Unterscheidung?

Als Darsteller am Set fallen meine Macken eigentlich seltener auf. Da bewege ich mich in einem relativ festen Korsett und kann mich einigermassen normal fühlen. Wenn ich aber nicht arbeite und zu Hause bin, ist es häufig, als würde ich Scheuklappen aufsetzen und links und rechts von mir nichts mehr wahrnehmen. Jedenfalls behaupten das Freunde von mir. Die meisten sagen, ich sei überhaupt nicht gesellschaftsfähig.

Was bedeutet das konkret?

Unterhaltungen bereiten mir ein unangenehmes Gefühl.

Auch in diesem Moment?

Nein, gerade geht es. Aber das mit dem Gefühl ist nur das eine. Häufig bekomme ich bestimmte Äusserungen oder Gefühlsausdrücke anderer gar nicht mit.

Ein unglaublicher Nachteil für einen Schauspieler.

Vielleicht. Dafür fällt es mir aber auch leichter, in meine Welt und in meine Rolle abzutauchen. Das könnte ein Vorteil sein.

Sie sind also kein guter Gesprächspartner auf Partys?

Oh Gott, nein. Ich bin der Typ, um den alle einen grossen Bogen machen, weil sie sehr schnell merken, dass ich mich unwohl fühle und wie ein schüchterner Junge auf mein Smartphone starre. Ich fürchte, man sieht mir in solchen Momenten an, dass mir schon ein Händeschütteln physische Schmerzen bereiten würde.

Haben Sie eine Ahnung, woher das kommt?

Meine Geschwister sind ganz anders geraten als ich, viel zugänglicher. Meine Mutter behauptet, ich hätte schon als Kind offensichtliche Probleme gehabt, auf andere Menschen zuzugehen, selbst wenn ich sie gut kannte. Vielleicht lässt sich das gar nicht erklären, jedenfalls nicht durch eine falsche Erziehung oder so. Meine Eltern sind jedenfalls nicht schuld.

«Alle lieben sich, alle sind füreinander da – das ist totaler Unsinn.»

Sie wurden in Puerto Rico geboren. Ihre Eltern waren typische Hippies, die mit Ihnen und Ihren Geschwistern in einem Wohnwagen von Dorf zu Dorf zogen. Haben Sie Erinnerungen an diese Art von Leben?

Ich war damals gerade vier Jahre alt, die Erinnerungen sind also ziemlich schwammig. Ich weiss noch, dass ständig gesungen wurde. Und ich weiss, dass wir mit unseren Eltern nie allein waren. In der Kommune, in der sich unsere Familie bewegte, waren immer eine Menge Menschen um uns herum. Es war, als hätte man gleich fünf oder sechs Eltern auf einmal.

Hat Sie das verwirrt?

Ich kannte es nicht anders, also war es okay. Was mich mehr beeinflusst hat, war die Tatsache, dass es häufig Streit gab. Dieses Hippie-Leben wird ja immer verklärt, nach dem Motto: Alle lieben sich, alle sind füreinander da – das ist totaler Unsinn. Die Wahrheit war, dass bloss alle von allen geliebt werden wollten und die Aufmerksamkeit der anderen brauchten. Jahre später, als Teenager, sind mir einmal Briefe in die Hände gefallen, die sich die Hippie-Freunde meiner Eltern damals geschrieben hatten. Als ich sie las, habe ich ziemlich schnell verstanden, dass es jedem vor allem um sich selbst gegangen ist.

Ihre Eltern waren Mitglieder von Children of God, einer religiösen Sekte, die dafür bekannt war, neue Mitglieder durch sexuelle Handlungen anzuwerben.

Die Bewegung hatte ihren Ursprung in Kalifornien. Zur Zeit meiner Geburt waren meine Eltern Teil einer Art Kolonie in Mittelamerika und reisten als Missionare durch das Land. Sie waren damals ziemlich verblendet, mein Vater trug zeitweise sogar den Titel «Erzbischof von Venezuela und der Karibik». Ich weiss, dass sie das Gefühl einer grossen, kommunenähnlichen Familie fasziniert hat. Es hat fast zwei Jahre gedauert, bis sie erkannt haben, wie hierarchisch und faschistisch diese ganze Bewegung organisiert war.

Die Sekte existierte noch bis in die späten neunziger Jahre und mit ihr auch immerwährende Gerüchte um Prostitution und Kindesmisshandlungen.

Die Zahl der minderjährigen Mitglieder überstieg irgendwann die Zahl der Erwachsenen, deshalb gab es diese Gerüchte. Aber das war erst sehr viel später, vielleicht Ende der Achtziger. Meine älteren Geschwister und deren Freunde haben jedenfalls nie etwas davon mitbekommen.

Spielten Drogen in Ihrer Kindheit eine Rolle?

Drogen waren immer da, sie wurden nie versteckt, aber ich bin erst als Teenager damit in Berührung gekommen. Ich habe gewisse Erfahrungen gemacht, so wie die meisten eben.

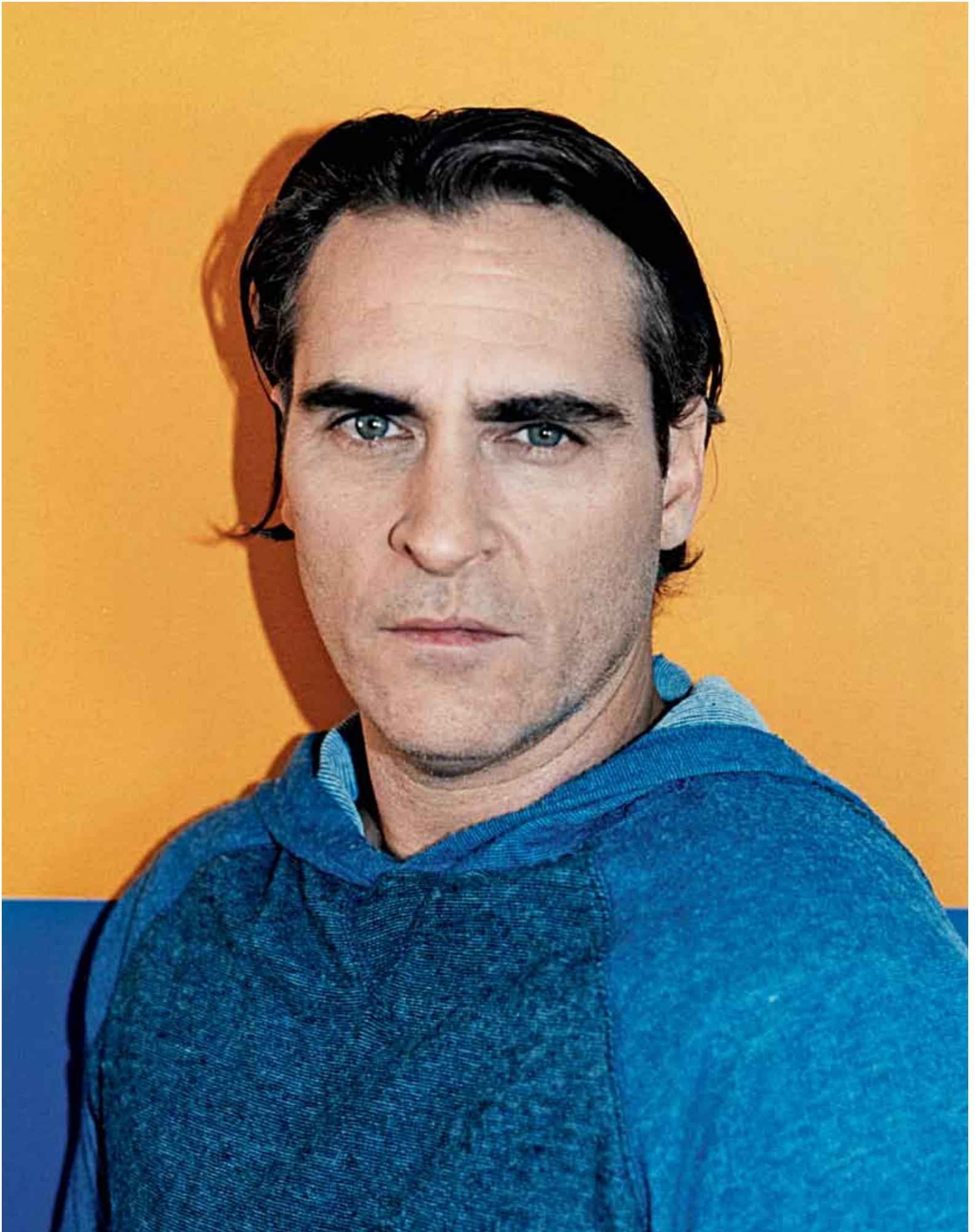
Ihr älterer Bruder River Phoenix galt als der vielleicht talentierteste Schauspieler einer ganzen Generation. Er war 23, als er an einer Überdosis starb.

Das hatte nichts mit unserer Herkunft oder unserem Umfeld zu tun. Schon eher mit Hollywood und der Fallhöhe, die man automatisch bekommt, wenn man in diesem Geschäft zu schnell zu erfolgreich wird. Mehr möchte ich zu diesem Thema nicht sagen.

In einigen US-Staaten wird gerade heftig über die Legalisierung von Cannabis debattiert. Haben Sie eine Meinung dazu?

Es gibt tausend Positionen, und die meisten basieren auf irgendwelchen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die alle etwas anderes behaupten. Ich gehe stark davon aus, dass das Gehirn darunter leidet, wenn man über Jahre hinweg Marihuana raucht. Andererseits bin ich auch der Meinung, dass es keinem Menschen hilft, wenn man ihn für den Gebrauch von Cannabis einsperrt.

Sind Sie ein politischer Mensch?



«Egal, wie tief ich falle – ich kann immer wieder aufstehen»: Schauspieler Phoenix.

Ich gehe wählen, aber viel weiter geht mein Engagement leider nicht. Ich wünschte, das wäre anders. Häufig schäme ich mich, weil ich mich in dieser Richtung viel zu wenig informiere.

Fehlt Ihnen die Zeit?

Jeder hat die Zeit, Nachrichten zu hören. Das wäre eine faule Ausrede. Ich fürchte, mir fehlt der Antrieb.

Immerhin engagieren Sie sich als Tierschützer.

Engagieren ist etwas übertrieben, aber ich helfe, wo ich kann, und habe mich schon als Veganer geoutet, als die meisten Leute in Hollywood dieses Wort wahrscheinlich noch nicht mal kannten. Damals dachten die meisten Leute tatsächlich, vegan zu leben, würde bedeuten, irgendeinem spirituellen Kult zu folgen und vor jedem Essen verrückte Rituale zu veranstalten. Die Leute hatten einfach keine Ahnung, und wenn man keine Ahnung hat,



«Ich weiss noch, dass ständig gesungen wurde»: mit Mutter und Bruder River (r.).

dass ich manchmal Monate oder Jahre damit zubringen kann, wegen solcher Szenen zu hadern. Deshalb ziehe ich es vor, das schöne Gefühl, das ich beim Drehen habe, zu konservieren, indem ich mir das fertige Material später nur in den seltensten Fällen ansehe. Es sind übrigens nicht immer bloss einzelne Szenen, vor denen ich mich fürchte. Oft habe ich auch Angst davor, der ganze Film könnte eine Enttäuschung sein.

Ein US-Magazin schrieb kürzlich, Sie besäßen bei der Auswahl Ihrer Rollen einen sehr passablen *bullshit detector*. In Ihrer Karriere als Schauspieler finden sich tat-

sächlich wenig schlechte Filme.

Mir fallen schon mehr als genug ein.

Welche bereuen Sie wirklich?

Das möchte ich lieber nicht sagen. Vielleicht nur so viel: Die Streifen, die einem die grösste Bühne bieten, sind vielleicht nicht immer die besten.

In Ridley Scotts Monumentalfilm «Gladiator» spielten Sie den römischen Kaiser Commodus. Es war eine Nebenrolle, aber es war die Rolle, die Ihnen zum endgültigen Durchbruch verhalf. Würden Sie eine solche Rolle heute nicht mehr annehmen?

«Gladiator» war zwar seichtes Mainstream-Kino, aber zugleich ein stilbildender Film. Den bereue ich nicht. Trotzdem würde ich eine Rolle wie diese heute auf keinen Fall mehr spielen, weil sie mir viel zu eindimensional und langweilig wäre.

Wonach gehen Sie heute, wenn Sie Ihre Rollen auswählen?

Wenn ich ein Drehbuch durchlese, schaue ich nur noch auf zwei Dinge: Das erste ist der Name des Regisseurs, und das zweite ist mein persönlicher Part. Alles andere interessiert mich wenig. Dass beides zusammenpasst, kommt nicht besonders häufig vor, aber falls doch, bin ich im Boot.

Sie waren schon mehrfach für einen Oscar nominiert, kokettieren aber seit Jahren damit, dass Sie diesen bloss nicht gewinnen wollen. Bei vergangenen Verleihungen sah man Sie häufig den Kopf schütteln, als wollten Sie ausdrücken, wie zuwider Ihnen dieser Zirkus sei.

Ich habe nichts gegen Preise und auch nichts gegen die Oscars, im Gegenteil, ich habe solchen Auszeichnungen meine Karriere zu verdanken. Trotzdem ist das alles, genau wie Sie sagen, ein riesengrosser Zirkus, und in diesem Zirkus liegt leider auch eine Gefahr. Wenn man diese Preise zu wichtig nimmt, dann wird man als Schauspieler immer auf

«Vegetarier bin ich schon geworden, als ich vier oder fünf Jahre alt war.»

bildet man sich schnell die schlimmsten Dinge ein, um sich nicht mit dem Unbekannten auseinandersetzen zu müssen.

Wodurch wurde Ihr Bewusstsein in dieser Hinsicht geschärft?

Vegetarier bin ich schon geworden, als ich vier oder fünf Jahre alt war.

Dann haben Ihre Eltern Ihnen die Entscheidung abgenommen?

Nein, meine Eltern haben immer Fleisch gegessen. Meine Geschwister und ich haben uns sozusagen sehr früh emanzipiert und diese Entscheidung allein getroffen.

Sie waren damals fast noch ein Kleinkind.

Stimmt, aber es gab da ein Schlüsselerlebnis. Wir machten eines Tages mit der Familie einen Ausflug ans Meer, sassen auf einem Boot vor Puerto Rico und schauten den Fischern bei ihrer Arbeit zu. Dabei sahen wir, wie sie plötzlich Fische in die Hand nahmen und sie nacheinander gegen die Bordwand oder den Deckboden schlugen, bis sie nicht mehr zappelten. Dieses Bild hat sich eingepreßt. Für mich und meine Geschwister war es der pure Horror, und wir haben unsere Eltern gefragt, warum Menschen so etwas tun. Sie konnten nie eine befriedigende Antwort geben. Von diesem Tag an habe ich keine Tiere mehr gegessen.

Stimmt es, dass Sie sich Ihre eigenen Filme kein einziges Mal ansehen, wenn diese fertig sind?

«Inherent Vice», meinen letzten Film, habe ich gesehen. Paul Thomas Anderson, der Regisseur, hat mich dazu gezwungen. Die vier Filme davor habe ich bis heute nicht ganz gesehen.

Warum nicht?

Wahrscheinlich ist es vor allem Angst.

Die Angst, dass Sie vor der Kamera nicht perfekt gewesen sein könnten?

Leider ist das fast unvermeidlich. Mit dem Abstand zum Dreh verändert sich immer die Perspektive auf die eigene Arbeit, das passiert ganz natürlich. Vieles, was sich für mich also vor der Kamera noch absolut richtig angefühlt hat, ergibt dann ganz plötzlich keinen Sinn mehr. Ich hasse das, und ich weiss,



«Auf dem Mond wächst kein Baum und kein Strauch. Und Menschen gibt's droben auch nicht. Möchte nur wissen, wozu er da ist?» – «Ja, Lilli, ganz recht, aber wo soll er hin?»

diese Art von Bestätigung angewiesen sein – und das will ich nicht. Ich bin überzeugt, dass jeder Darsteller, der vor der Kamera schon an seine Oscar-Rede denkt, scheitern wird.

Warum?

Weil dies das eigene Spiel unweigerlich verändert und vielleicht sogar hemmt. So wäre es auf jeden Fall bei mir, aber ich habe meine Arbeit sowieso noch nie gemacht, um Preise zu gewinnen. Ich will einfach immer so gut wie möglich sein.

Haben Sie manchmal Versagensängste?

Ständig. Das geht schon los, sobald ich die Zusage für eine Rolle habe.

Was passiert dann?

Häufig übergebe ich mich. Manchmal, wenn es ganz schlecht läuft, passiert das sogar noch am Set. Zum Glück arbeite ich meistens mit den gleichen Leuten, es schockiert also niemanden mehr.

Sie müssten nach all den Jahren eigentlich ein abgeklärter Typ sein. Können Sie sich Ihre Nervosität oder Anspannung erklären?

Ich denke, es liegt daran, dass ich hohe Erwartungen habe und niemanden enttäuschen will. Am wenigsten mich selbst

Es ist Leidenschaft, aber zur wahren Leidenschaft gehört eben immer auch die Qual. Ich kann nicht sagen, dass ich alles an meinem Job gut finde. Vieles ist verdammt harte Arbeit, und es gibt viele Dinge, die ich wirklich hasse. Dazu gehört auch die Angst vor dem Scheitern, aber ohne die wäre ich nicht der, der ich bin.

Sie sind jetzt vierzig. Beschäftigt Sie das Älterwerden?

Nicht so, wie die meisten Leute. Ich habe keine Angst davor, eines Tages alt und grau zu sein. Ich habe nur Angst davor, irgendwann das Jugendliche in mir zu verlieren.

Sie meinen eine jugendliche Haltung zum Leben?

Genau. Ich frage mich, wann diese verlorengeht. Und warum? Liegt der Zeitpunkt in der DNA jedes Menschen? Wie können wir dagegen ankämpfen? Als Teenager habe ich immer Filme aus den Siebzigern gesehen, mit Schauspielern, die so wild und draufgängerisch daherkamen, dass ich sie bewunderte. Irgendwann fiel mir auf, dass diese Schauspieler nur noch Rollen übernahmen, in denen sie es bequem hatten, weil sie vor der Kamera schicke Anzüge tragen und an schönen Filmsets in sonnigen Ländern dre-

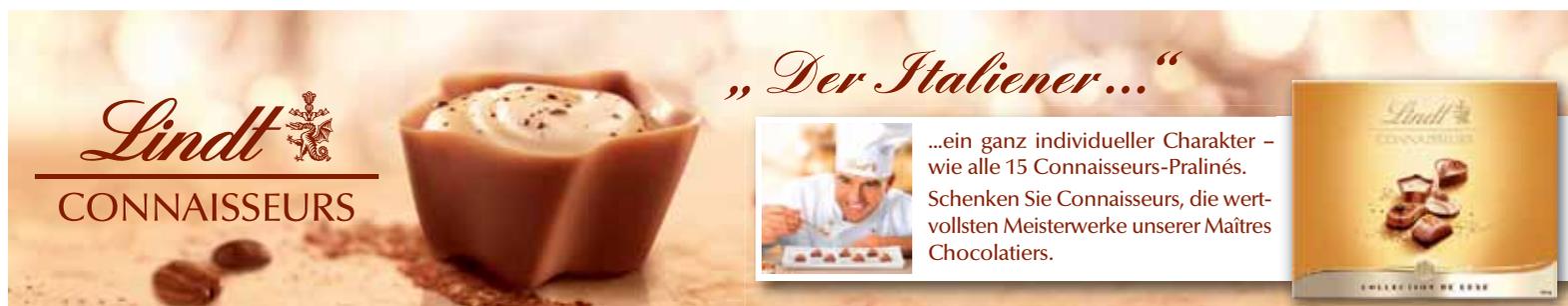
Die ursprüngliche Idee des Films war, dass Casey Affleck, der Regisseur, mich auf dieser Reise begleitet. Ich habe angefangen zu trinken, Drogen zu nehmen, mich nicht mehr zu waschen. Wenn meine Agenten anriefen, bin ich nicht mehr ans Telefon gegangen. Kollegen habe ich auf Partys eine reingehauen. Es gibt kein Drehbuch für so etwas, aber das alles war Teil unseres Plans.

«Es ist Leidenschaft, aber zur wahren Leidenschaft gehört eben immer auch die Qual.»

Wir wollten weniger ausloten, was aus gefallenem Engeln in Hollywood wird, sondern vielmehr, wie Hollywood auf seine gefallenem Engel reagiert.

Und dabei sind Sie am Ende tatsächlich gefallen?

Ich habe relativ schnell gemerkt, dass es mir immer schwerer fiel, zwischen meiner Rolle und der Wirklichkeit zu unterscheiden. Am Anfang war es ein grosser Spass, aber es war vielleicht auch nur eine Frage der Zeit, bis dieses Experiment ausser Kontrolle geraten musste. Schlussendlich bin ich dem Ab-



„Der Italiener...“

...ein ganz individueller Charakter – wie alle 15 Connaisseurs-Pralinés.
Schenken Sie Connaisseurs, die wertvollsten Meisterwerke unserer Maitres Chocolatiers.

und die Leute, die mich für ihren Film besetzen.

Der Regisseur Paul Thomas Anderson sagte kürzlich, dass er noch nie einen text sichereren Darsteller erlebt habe als Sie.

Kann schon sein, dass das stimmt. Vielleicht hat auch das mit meiner autistischen Seite zu tun. Das Komische ist, dass ich am Set jedes Wort und jede Silbe kenne, und schon ein paar Tage später fast alles wieder vergesse. Das ist jedes Mal wie früher bei einem Test in der Schule. Ich lerne den Stoff, um ihn zu einem bestimmten Zeitpunkt abrufen zu können. Danach ist wieder alles komplett weg. Ich bewundere Kollegen, die in Interviews zu ihren Filmen über den Kontext des Drehbuchs oder über Romanvorlagen dozieren können, weil sie sich zur Vorbereitung in jedes Detail eingelezen haben. Das versuche ich zwar auch, aber behalten kann ich nichts davon.

Ist die Arbeit als Schauspieler für Sie mehr Qual als Leidenschaft?

hen durften. Bei den meisten Darstellern geschah das, als sie ungefähr vierzig waren. Ich fand das zum Kotzen, und ich schwor mir, nie so zu werden.

Gelingt Ihnen das?

Um ehrlich zu sein: Auch ich spüre den Verfall. Neulich überflog ich ein Drehbuch, das mir angeboten wurde, der Film spielte in Alaska. Plötzlich ertappte ich mich bei dem Gedanken, keine Lust auf die Rolle zu haben, nur weil mir klar war, dass es dort furchtbar kalt sein würde. Das hat mich erschreckt und unglaublich beschämt.

Vor fünf Jahren haben Sie öffentlich Ihren Untergang zelebriert. Sie rasierten sich nicht mehr, liessen sich mit Prostituierten im Drogenrausch filmen und kündigten an, Rapper werden zu wollen. Das ganze war Teil der Schein-Dokumentation «I'm Still Here», in der Sie Ihren eigenen Verfall als Hollywoodstar inszenierten. Wie nah sind Sie dem Abgrund dabei wirklich gekommen?

Aus heutiger Sicht muss man sagen, dass ich wirklich abgestürzt bin – und zwar total.

grund näher gekommen, als ich es je geplant hatte.

Sie haben damals eine knapp zweijährige Pause eingelegt und sind beinahe komplett aus der Öffentlichkeit verschwunden. Viele haben nicht mehr damit gerechnet, dass Sie jemals als Schauspieler zurückkehren würden.

Ich glaube, das habe ich selbst auch nicht. Trotzdem bin ich mittlerweile dankbar für diese Erfahrung.

Gibt es eine Erkenntnis, die Sie daraus gewonnen haben?

Ja, die wichtigste Erkenntnis überhaupt. Ich habe festgestellt, dass ich – egal, wie tief ich falle – immer wieder aufstehen kann.

Joaquin Phoenix, dreifach Oscar-nominiert, gehört seit Jahren zu den profiliertesten Schauspielern Hollywoods. Seine bisher ruhmreichste Rolle spielte er im Film «Walk the Line», in dem er 2005 die Country-Legende Johnny Cash darstellte. Der 40-Jährige ist seit seiner Kindheit Veganer und Tierschützer. Er trägt in seinen Filmen nur pelz- und lederfreie Kleidung. Aktuell ist Phoenix in der Hauptrolle der Thomas-Pynchon-Verfilmung «Inherent Vice» zu sehen.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 2 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (*DTV*)
- 3 (2) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 4 (4) **Lucinda Riley:** Die sieben Schwestern (*Goldmann*)
- 5 (5) **Cecelia Ahern:** Das Jahr, in dem ich dich traf (*Fischer Krüger*)
- 6 (6) **John Grisham:** Anklage (*Heyne*)
- 7 (8) **Rita Falk:** Zwetschgendatschikomplott (*DTV*)
- 8 (7) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 9 (–) **Peter Bichsel:** Über das Wetter reden (*Suhrkamp*)
- 10 (9) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (–) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier + Jetzt*)
- 4 (10) **Jean Ziegler:** Ändere die Welt! (*Bertelsmann*)
- 5 (8) **Tanja Grandits, Myriam Zumbühl:** Kräuter (*AT*)
- 6 (5) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Ehrenwirth*)
- 7 (3) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tscherner (1882–1980) (*Zytglogge*)
- 8 (7) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 9 (6) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 10 (4) **Barbara Lukesch:** Wie geht Karriere? (*Wörterseh*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Wiedergutmachung

Der Zuger CVP-Politiker Peter Bieri tritt Ende Legislatur nach zwanzig Jahren aus dem Ständerat zurück. Bekannt geworden ist er 2004: Nach einer umstrittenen Ausstellung des Künstlers Thomas Hirschhorn in Paris wurde auf seinen Antrag hin die nationale Kulturstiftung Pro Helvetia mit einer Budgetkürzung von einer Million Franken bestraft. Später bedauerte Bieri seine Aktion. Nun steht er wieder im Zentrum des kulturpolitischen Interesses: Er hat ein Postulat eingereicht, dem gemäss Autoren entschädigt werden sollen, wenn ihr Werk in einer Bibliothek ausgeliehen wird. Es scheint, als wolle Bieri die letzte Chance für eine Wiedergutmachung gegenüber der Kulturszene packen. Die Erfolgchancen stehen gut: Der Ständerat hat bereits zugestimmt, der Bundesrat ist auch dafür. (rb)

Literatur

Reh mit Reisszähnen

Die Schriftstellerin Sibylle Berg ist das, was diese Welt offenbar dringend brauchte: der politisch inkorrekte Gutmensch. Ihre Fans huldigen ihr wie einer Göttin. Von *Hubert Spiegel*

Am 12. März bricht Sibylle Berg zur Buchmesse nach Leipzig auf. Vorher schickt sie per Twitter eine Kurznachricht hinaus in die Welt: «Leipzig – liegen da irgendwo Nazis rum? Bitte wegräumen, ich komme gleich.»

Leipzig, Dresden, Wien, irgendein Fernsehstudio in irgendeiner Stadt – wo auch immer Berg hinfährt, ihre Fans werden rechtzeitig informiert. Was auch immer die Schriftstellerin gerade denkt, sieht und erlebt, ihre zurzeit 37300 Follower sollen es erfahren. Mitunter werden sie sogar mit einem Betthupferl-Tweet verabschiedet: «Gute Nacht, ihr Bratzen».

Die «Bratzen», gern auch als «Mäuse» bezeichnet, nehmen solche digitalen Brotkrumen dankbar auf und revanchieren sich mit Kommentaren in allen denkbaren Variationen: Sie schicken Ergebnissadressen, Treuegelöbnisse oder Fotos wie jenes «Shelfie», mit dem ein Leser einen Abschnitt seines Bücherregals dokumentiert, der den Werken Sibylle Bergs vorbehalten ist. Die sind mittlerweile ausgesprochen zahlreich, fast vierzig Titel, die Theaterstücke mitgerechnet. Soeben ist ihr neuester Roman erschienen: «Der Tag, als meine Frau einen Mann fand». Es ist der neunte, seitdem 1997 das Debüt «Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot» erschien. Der Band verkaufte sich weit über hunderttausendmal, nachdem ihn zuvor etwa fünfzig Verlage abgelehnt hatten. So besagt es zumindest die Legende, die um diese Autorin entstanden ist. Ihr Kern lautet: Sibylle Berg ist anders. Sie sieht auch anders aus, wie eine altägyptische Prinzessin mit roten Haaren. Nach einem schweren Autounfall musste sie zahlreiche Gesichtsoperationen über sich ergehen lassen. Neben ihr wirkt jeder brav – oder macht sich alsbald lächerlich. Man kann unendlich viel von und noch mehr über Sibylle Berg lesen und weiss doch immer noch nicht genau, woran man mit ihr ist und was man von ihr halten soll. Offenbar zwingt diese Autorin ihre Leser zu einer Entscheidung: dafür oder dagegen, Fan oder Feind, blinder Follower oder blindwütiger Hasser. Warum ist das so?

Heimat und Hässlichkeit

Sibylle Berg, geboren 1962 in Weimar, 1984 in die Bundesrepublik übergesiedelt, der Legende nach Lastwagenfahrerin, Putzfrau und Tierpräparatorin, bevor sie Schriftstellerin wurde, weil dies der einzige Beruf sei, den man vom Bett aus ausüben könne, ohne dabei sexuell aktiv sein zu müssen, provoziert gerne. Werte sind für sie

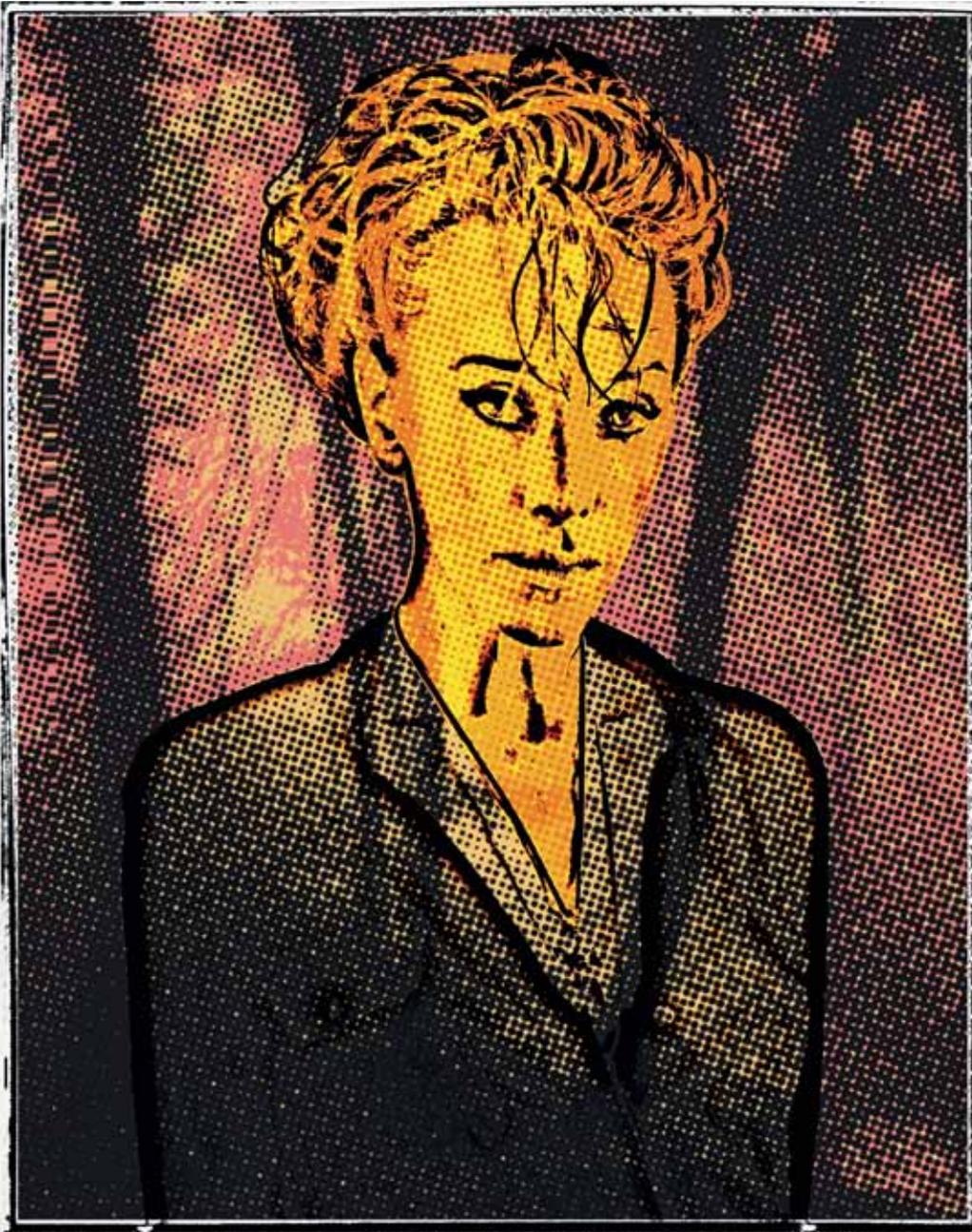
dazu da, angezweifelt zu werden, was immerhin schon die Möglichkeit ihrer Existenz voraussetzt. Heimat, so steht es in einem ihrer Romane, heisse nur, über Hässlichkeit nicht verwundert zu sein. Sie ist gerne böse und dabei nicht selten so böse, wie die meisten, die sie zu hassen glauben, es niemals fertigbringen werden. Ihr Motto auf Twitter lautet: «Kaufe nix, ficke niemanden.»

Sibylle Berg polarisiert wie wohl kein zweiter deutschsprachiger Gegenwartsautor. Neben Liebesbekenntnissen hagelt es Hasstiraden und Schmähbriefe. Sogar Morddrohungen soll sie erhalten haben. Wenn man hingegen die Kommentare ihrer Fan-Gemeinde liest, bekommt man den Eindruck, Sibylle Berg sei für die einen die grösste Schriftstellerin der Welt; für die anderen, deren literarisches Universum monogam bis monotheistisch ausgerichtet ist, ist sie die einzige lesenswerte Autorin überhaupt. Nicht nur in literarischer Hinsicht erscheint Sibylle Berg hier als Mass aller Dinge. Es geht zu

Ihr Motto auf Twitter lautet: «Kaufe nix, ficke niemanden.»

wie in jeder anderen Glaubensgemeinschaft auch: Es gibt viele Schäfchen, aber nur eine Predigerin. An ihrem Tonfall sollt ihr sie erkennen.

Kohorten von Literaturkritikerinnen und Journalisten haben sich daran abgearbeitet, diese Autorin und ihr Werk auf einen Begriff zu bringen. Sie hat, das ist auffällig, die meisten von ihnen zu grossem Ehrgeiz angestachelt. Für die *Neue Zürcher Zeitung* ist Sibylle Berg die «Zeremonienmeisterin der Apokalypse». Die *Süddeutsche Zeitung* bezeichnet die Autorin als «die Antwort der deutschen Literatur auf Michel Houellebecq» und ihre Bücher als «Exorzismen gegen die Banalität der aufgeregten bürgerlichen Müdigkeit». Der *Focus* fragt sich und seine Leser, ob sie «die Fachfrau des Brutalen in der Literatur» sei, nennt sie dann aber lieber eine «Meisterin des Spotts, eine Virtuosa der Verachtung und des Zorns». Die *Stuttgarter Zeitung* erkennt in Sibylle Berg die «unerreichte Meisterin für drastische Höllenfahrten». Den Lesern derselben Zeitung erklärte sie im November 2012 auch, warum sie seit vielen Jahren in der Schweiz lebt. Unter der Überschrift «Excusez, mir händ do äs chlisches Problem» verriet sie, dass sie an den Schweizern vor allem die «grösstmögliche Abwesenheit von Angst» schätzen ge-



«Ein Kind kommt auf die Welt, Pech gehabt»: Autorin Berg.

lernt habe: «Ausser der Sorge, anderen auf die Nerven zu gehen, fürchtet er sich einfach weniger als andere Menschen.» Beides hält sie für erklärbar: «Das eine mit nicht stattgefundenem Krieg in den letzten Generationen, das andere mit der nicht vorhandenen Grösse des Landes, da man davon ausgehen muss, jeden mindestens zweimal zu treffen in seinem Leben.»

Was sie im realen Leben so schätzt, gesteht sie den Figuren ihrer literarischen Welt jedoch nicht zu. Die Abwesenheit von Angst, die ihr die Schweiz als liebenswert erscheinen lässt, ist für ihre Figuren unerreichbar. Denn Angst, das ist der Motor dieser Prosa, der unter einer Schutzhaube aus Schnoddrigkeit unablässig vor sich hin tuckert. Angst vor dem Alter, vor Misserfolg, Armut, Einsamkeit, körperlichem Verfall, Angst davor, nicht mehr geliebt zu werden und, schlimmer noch, nie geliebt worden zu sein. Diese Angst kleidet sich in immer neue Zynismen und Sarkasmen, in Pointen und

Aphorismen, in Parodien und Provokationen und in Figurenkonstellationen, die oft schon nach den ersten Sätzen die Miniaturdramen erkennen lassen, die sie in sich tragen. Wie jede Glaubenskongregation ist auch die Gemeinde von Sibylle Berg auf der Hoffnung gegründet, existenzielle Angst liesse sich in der Gemeinschaft mit einem höheren Wesen überwinden oder doch zumindest bannen. Deshalb all die Tweets und Liebeserklärungen an die «Heldin», die «Lichtgestalt», die «Göttin», die erschaffen hat, was diese Welt offenbar dringend brauchte: den politisch inkorrekten Gutmenschen. Wie funktioniert dieses Mischwesen aus Idealist und Zyniker, Romantiker und Krisengewinnler? Indem es dem Vorbild seiner Schöpferin folgt. Man muss es nur machen wie Sibylle Berg: sensibel sein für alles Elend dieser Welt, jede Ungerechtigkeit erkennen und aufspießen und zugleich in steter Beschäftigung mit sich selbst gepanzert und äusserst wehrhaft

durch die Welt gehen. In Sibylle Bergs Fall besteht diese Welt nicht zuletzt aus Talkshows und Medien. Diese Autorin ist allgegenwärtig. Sie ist in Buchhandlungen, auf Lesungen, auf Facebook, auf Twitter, als Kolumnistin auf *Spiegel* online, als schreibende Touristin unterwegs für die *Welt am Sonntag*. Ein Fan klagt über Tage, an denen man fürchten müsse, erfunden worden zu sein – und zwar von Sibylle Berg. Ein anderer Follower rühmt sich, noch nie einen Gedanken gedacht zu haben, der nicht von Sibylle Berg stammen könnte. So viel Unterwürfigkeit kann einem schon mal zu Kopf steigen, wie ein anderer Tweet zeigt: «Liebe Muffstutzen. Morgen bereise ich mit meinen Staubsaugern das Land. Sprecht leise und seid nett, wenn ihr mich trifft. Sonst: Hackfleisch.»

Drastik als wichtigstes Stilmittel

Ja, sie kann auch streng sein. Streng und vor allem drastisch. Drastik ist wohl das wichtigste Stilmittel dieser Autorin. Über ihren Roman «Sex 2» schrieb Florian Illies 1998, das Buch benehme sich wie seine Romanfigur Maik: «Begrüssst jemanden und kotzt ohne Vorwarnung.» Sibylle Berg kann beobachten, sie hat ein Ohr für Dialoge, verfügt über einen ätzend-scharfen Humor und über einen gutausgeprägten Sinn für Timing und Effekte. Ihr gesamtes Werk beruht auf einem Satz, den sie indes erst vor drei Jahren ausgesprochen hat. Er steht in ihrem Roman «Vielen Dank für das Leben» und lautet so: «Ein Kind kommt auf die Welt, Pech gehabt.» Das ist die Urszene und der Schlussstein.

Alles Weitere, all die Romane, Erzählungen und an die zwanzig Theaterstücke, ergibt sich aus diesem einen Satz. Im Roman bezieht er sich auf Toto, einen Zwitter mit Zügen einer Messiasgestalt, aber genauso gut hätte ihn Nora, der magersüchtige Teenager aus dem Debütroman von 1997, aussprechen können oder Rasmus, der heruntergekommene Theaterregisseur aus Sibylle Bergs neuestem Roman «Der Tag, als meine Frau einen Mann fand». Erzählt wird in der Wechselrede der Ich-Erzähler Chloe und Rasmus die Geschichte einer heillos zerschlissenen Ehe. Motto: sich verliebt, geheiratet, Pech gehabt. Ein typisches Sibylle-Berg-Thema: ein Thema, das alle angeht, die Singles, die Verheirateten, die Geschiedenen, die Verwitweten. Sein Fazit: Es ist alles immer schon verloren, für alle. Das ist ihr ewiges Lied vom beschädigten Leben. Das Buch endet mit einem Toten und den ersten Kirschblüten des Frühlings, die auf den Boden fallen. «Wie Schnee, der alles zudeckt, leise macht, still, nicht mehr vorhanden.» Ein romantisches Bild, ein trügerisches Bild, ein vergiftetes Bild. Gemalt hat es ein Reh mit Reisszähnen.

Sibylle Berg: Der Tag, als meine Frau einen Mann fand. Hanser. 256 S., Fr. 27.90.

Hubert Spiegel ist Feuilleton-Redaktor bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Lachen nach dem Milizprinzip

Das Cabaret Rotstift kommt zurück auf die Bühne. Dessen Humor funktioniert noch genauso wie vor 30 Jahren. Höchste Zeit, das oft belächelte Ensemble angemessen zu würdigen. *Von Rico Bandle*

Noch kämpfen die Darsteller mit dem Text, während der Probe müssen sie oft auf das Manuskript schauen. Nur bei einem sitzt jeder Satz perfekt: Jürg Randegger, achtzig Jahre alt und von 1965 bis 2002 Mitglied des Cabarets Rotstift. «Es ist, als hätte ich nie aufgehört», sagt er im Gespräch, die Begeisterung für den Bühnenhumor ist ihm bei jeder Geste anzusehen.

Hinter der Rotstift-Rückkehr steht der Schauspieler, Sänger und Theaterproduzent Christian Jott Jenny. Drei Jahre lang hat er Jürg Randegger vom Projekt zu überzeugen versucht. Nach unzähligen Überredungsversuchen sagte er schliesslich zu. Heinz Lüthi, das zweite noch lebende Mitglied der legendären Komikergruppe, ist nicht dabei, gab dem Vorhaben aber seinen Segen.

Das Cabaret Rotstift verkörperte fast ein halbes Jahrhundert lang das Schweizer Milizprinzip im Humor – was der Gruppe viel Feindseligkeit von den Profis entgegenbrachte.

1954 taten sich im ärmlichen Limmattaler Dorf Schlieren einige Lehrer und Kindergärtnerinnen zusammen und organisierten unter dem Namen «Rotstift» einen Kabarettabend, um Geld für das Skilager zu sammeln. Mit dem Geld sollte auch Kindern aus minderbemittelten Familien eine Teilnahme ermöglicht werden.

Der Zuspruch war riesig, die Presse reagierte wohlwollend – so entschloss man sich, die Sache weiterzuführen. Bald wurde auch das Fernsehen auf die Amateure aus der Zürcher Provinz aufmerksam. Die professionellen Bühnenkünstler standen dem noch jungen Medium skeptisch bis ablehnend gegenüber, somit war der Weg frei für das Schlieremer Lehrerensemble. Fast alle Rotstift-Programme wurden in voller Länge schweizweit übertragen. Auch als sie längst zu den populärsten Komikern im Lande gehörten, wurde das ursprüngliche Ziel nie aus den Augen gelassen: Über Jahrzehnte hinweg gingen alle Einnahmen aus den Aufführungen in Schlieren in die Skilagerkasse, zusammengerechnet mehrere hunderttausend Franken.

Die Presse raunt, das Publikum jubelt

Der grosse Durchbruch gelang 1964 mit dem Programm «Häppi Börsdei». Die zuvor wohlwollend berichtende Presse verriss das Programm von vorne bis hinten, bescheinigte ihm das «Niveau eines Pfadi-Abends» (*Tages-Anzeiger*) und empfahl, das Eintrittsgeld lieber direkt auf das Skilagerkonto zu überweisen.



«Man war stolz auf die provinzielle Herkunft»: Randegger, Jenny, 2015.

Die Zuschauer sahen das anders: Sie strömten wie noch nie zu den Vorstellungen in Schlieren und Zürich, der von den Experten als zu seicht beurteilte Humor kam bei der Masse hervorragend an.

1965 stiess Jürg Randegger zum Cabaret Rotstift. «Ich hatte ein halbes Jahr Probezeit, während dessen ich die anderen Ensemblemitglieder siezen musste», erinnert er sich. Zwölf Frauen hatten in den ersten zehn Jahren mitgewirkt, nun war das Cabaret zu einem reinen Männerensemble geworden. Gründungsmitglied Werner von Aesch (1927–2008) sagte dazu im Buch «40 Jahre Cabaret Rotstift» von 1994: «Das waren hübsche Frauen, aber sie wurden jeweils nach kurzer Zeit weggeheiratet, brachten Unruhe auf und hinter die Bühne, und es ging auch ohne ganz gut.»

Die Freizeithumoristen schrieben eine Erfolgsgeschichte, von der die meisten Profis nur träumen konnten. Sketche wie «Skilift» oder «Die Zähtausigscht» gehörten fortan zum Volksgut. Das Ensemble, ab 1981 bestehend aus Werner von Aesch, Heinz Lüthi und Jürg Randegger, war Dauergast im Fernsehen mit Auftritten bei Kurt Felix im «Teleboy», der Wirtschaft «Zum doppelten Engel» und vielen Sendungen mehr. Randegger moderierte über zwanzig Jahre lang den «Samschtig-Jass», das Cabaret Rotstift steuerte mit dem «Scharfe Eg-



«I wett, i hett en Papagei»: «Schlieremer Chind».

ge» in jeder Sendung eine humoristische Einlage bei. Heinz Lüthi beschrieb das Alleinstellungsmerkmal der Rotstifte folgendermassen: «Man schämte sich nicht, Lehrer zu sein, und war stolz auf die provinzielle Herkunft.» Hinzu kommt, dass die Lehrerkabarettisten im Gegensatz zu ihren Profikollegen nie belehrend waren, keine Ideologie verbreiten, sondern bloss unterhalten wollten.

Mit ihrer volkstümlichen Art stiessen sie bei professionellen Kabarettisten grösstenteils auf Ablehnung, manchmal gar auf neidgetriebene Verachtung. In der Anthologie «60 Jahre Cabaret in der Schweiz» (1976) des Kabarettisten Ces Keiser wird das Cabaret Rotstift mit keinem Wort erwähnt, im umfangreichen Nachfolgewerk «Wer lacht, lebt länger» (2001) bloss als Randnotiz auf wenigen Zeilen – als gehörten sie gar nicht dazu.

Wenn man sich heute auf Youtube oder auf dem SRF-Player die alten Rotstift-Skette anschaut, so verblüfft, wie gut diese noch funktionieren. Das Ensemble hat jenen spezifisch schweizerischen Humor perfektioniert, der sich auf liebenswürdige Weise über das eigene Büznlitum lustig macht, über die Fallstricke

des ganz normalen Alltags. Es ist derselbe Humor, den auch ein Alfred Rasser, ein Emil oder ein Walter Roderer höchst erfolgreich pflegten. Selbst die heutigen Szeneüberflieger, das Duo Divertimento, machen im Grunde nichts anderes als die Rotstifte, einfach etwas schneller und schriller: kurze Geschichten über die Tücken und Absurditäten des Alltags erzählen, immer familientauglich, klamaukig, aber nie beleidigend oder vulgär.

Bei dem Probenbesuch zu «Rotstift Reloaded» zeigt sich, wie aktuell die damaligen Texte zum Teil noch sind. So der Klassiker «Oh Morgenrot», die Geschichte eines notorisch straffälligen Jugendlichen, der in die Fänge der Sozialindustrie gerät, die aus dem Täter ein Opfer macht:

*Bim Gricht, da händs für senig Fäll Beraater.
Experte heisseds und sind meischtens Psychiater. [...]
De Richter spüürt, däa Maa hät rächt:
De Fritz isch guet, nu d Umwält schlächt.*

Was wie ein Lied zum Fall «Carlos» tönt, ist ein Stück aus dem Jahr 1970. Ebenfalls von heute könnte die 1974 entstandene Nummer über

Kreisel wird eingeweiht, der zu Ehren des berühmten Cabarets Rotstift-Kreisel heissen soll. Jürg Randegger, der sich selber spielt, platzt unangemeldet in die Vorbereitungen für den Festakt hinein.

Aus dem überschaubaren Dorf Schlieren ist eine Agglomerationsstadt mit viel Verkehr und sozialen Problemen geworden. Das alte und das neue Schlieren, stehen hier für eine Schweiz, die sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert hat – während sich die Leute aber im Grunde noch immer mit denselben Problemen beschäftigen. «Was in den Rotstift-Texten im ersten Augenblick alt und verstaubt wirkt, erweist sich als genauso aktuell wie damals», sagt Jenny.

Der Produzent und Schauspieler hat in den letzten Jahren mit Stücken über den Komponisten Paul Burkhard («Die kleine Niederdorfoper», «D Zäller Wienacht») und die Schauspielerin Margrit Rainer Bühnenlegenden in die Gegenwart geholt. Mit «Rotstift Reloaded» möchte er diese Serie fortsetzen. In einem entscheidenden Punkt unterscheidet sich das aktuelle Projekt jedoch von den vorhergehenden. «Der Tote ist hier noch lebendig», sagt er. Jürg Randegger lacht, als er diese Formulierung hört. Und nickt. Tatsächlich geschieht keine Veränderung an den Texten ohne seine Einwilligung; er achtet genau, dass der Sprachrhythmus, der Charakter der Nummern erhalten bleiben und schreibt auch an den neuen Texten mit. Bei den Proben gibt er den zum Teil ein halbes Jahrhundert jüngeren Darstellern Tipps, wie sie die Texte sprechen sollen.

Lieder, die jedes Kind mitsingt

Das Cabaret Rotstift ist ein grosses Stück Schweizer Gesellschaftsgeschichte: Dorflehrer, die ein Humorprogramm zugunsten der Skilagerkasse zusammenstellen – und dann fast ein halbes Jahrhundert lang zu den beliebtesten Komikern im Land gehören. In diesem Zusammenhang dürfen auch die «Schliereimer Chind» nicht unerwähnt bleiben, jenes von Rotstift-Gründer Werner von Aesch initiierte Schulmusikprojekt, aus dem Lieder entstanden sind, die bis heute jedes Kind im Land kennt und mitsingt («I wett, i hett en Papa-gei»). Es ist aber auch die Geschichte von Lehrern, die ihren Beruf mit so grosser Leidenschaft ausgeübt haben, dass sie dem Klassenzimmer immer treu geblieben sind, selbst dann noch, als sie längst von der Komik hätten leben können.

Dass irgendwann einmal auch in der Realität ein Kreisel nach dem Humoristen-Ensemble benannt wird, wäre mehr als angebracht.

Rotstift Reloaded: Ein satirisches Musiktheater zu Ehren des legendären Schweizer Cabarets. Ab 9. April in Zürich, Baden und Basel. www.rotstift-reloaded.ch



«Ruckzuck, zack, zack»: legendärer Skilift-Sketch, 1970.



«Me Sött»: von Aesch, Lüthi, Randegger, 1990.

die Polarisierung in der Politik und die Diskreditierung der Mitte sein: «Dä staat ja i de Mitti. Das törfs doch gar nöd gää. / Dä hät kei Überzüügig. Dä chasch ja nöd für voll nää.» Auch über berufstätige Elternpaare, die ihre Kinder vernachlässigen, oder die Überwachung durch den Staat hat das Cabaret Rotstift Witze gemacht, lange bevor daraus vieldiskutierte mediale Themen wurden.

Für Christian Jott Jenny kam nicht in Frage, die Nummern einfach nachzuspielen. «Wir hätten so den verstorbenen und abwesenden Ensemblemitgliedern unmöglich gerecht werden können», sagt er. Um die nötige Distanz zu schaffen, hat er eine Rahmenhandlung erfunden, die im heutigen Schlieren spielt: Ein

Top 10

Knorr's Liste

1	Leviathan	★★★★★
	Regie: Andrei Swjaginzew	
2	Birdman	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
3	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton / R. Starzack	
4	Cinderella	★★★★☆
	Regie: Kenneth Branagh	
5	American Sniper	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
6	Difret	★★★★☆
	Regie: Zeresenay Berhane Mehari	
7	The Imitation Game	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
8	Insurgent	★★★☆☆
	Regie: Robert Schwentke	
9	Still Alice	★★★★☆
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
10	La famille Bélier	★★★☆☆
	Regie: Eric Lartigau	

Kinozuschauer

1 (-)	Shaun the Sheep Movie	26 532
	Regie: Richard Golezowski, Mark Burton	
2 (-)	The Divergent Series: Insurgent	22 012
	Regie: Robert Schwentke	
3 (1)	Kingsman: The Secret Service	17 688
	Regie: Matthew Vaughn	
4 (2)	Cinderella	15 844
	Regie: Kenneth Branagh	
5 (7)	Still Alice	8909
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
6 (-)	The Boy Next Door	8798
	Regie: Rob Cohen	
7 (3)	American Sniper	8682
	Regie: Clint Eastwood	
8 (6)	Samba	7571
	Regie: Eric Toledano, Olivier Nakache	
9 (4)	Focus	7429
	Regie: John Requa, Glenn Ficarra	
10 (8)	Honig im Kopf	5766
	Regie: Til Schweiger	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Ruhet in Frieden (Impuls)
2 (1)	Ninja Turtles (2014) (Rainbow)
3 (2)	Saphirblau (Impuls)
4 (3)	Northmen – A Viking Saga (Ascot Elite)
5 (4)	The Equalizer (Sony)
6 (5)	Dracula Untold (Universal)
7 (-)	Männerhort (Rainbow)
8 (7)	The November Man (Ascot Elite)
9 (6)	Maze Runner (Fox)
10 (-)	Der Kreis (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Identitäts-Sehnsüchte: «Une nouvelle amie».

Kino

Bäumchen-wechsel-dich-Tandaradei

In François Ozons Film «Une nouvelle amie» zerfließen die Geschlechterrollen – leider ohne jeden Biss.

Von Wolfram Knorr

Verflüxt und zugenäht, das darf doch wohl nicht wahr sein! Da schleicht Claire (Anaïs Demoustier) ins erlesene eingerichtete Haus von David (Romain Duris) und sieht auf der geblühten Couch den blonden Rücken ihrer besten Freundin Laura (Isild Le Besco) mit ihrem kleinen Kind sitzen. Laura aber ist kürzlich an einer unheilbaren Krankheit verstorben! Überrascht dreht sich die Blondine um – und es ist, als würde Charleys Tante auf der Couch sitzen, in einer schwer melancholischen Version. Für Claire ist das nicht zum Lachen: David, in Strümpfen, Rock und Perücke seiner verstorbenen Gattin! Ist er – ja, was? – ein Perverser? Transvestit? Schwuler? In den heiligen Hallen gehobener Bourgeoisie! David, ein Heimlichtuer? Ertappt, gedemütigt, legt er verschämt die Attribute der Frau wieder ab und versucht sich zu erklären, doch Claire stürzt angewidert aus dem Haus.

François Ozons jüngstes Werk, «Une nouvelle amie», ist so sphinxhaft wie die meisten seiner Filme, von «Swimming Pool» (2003) bis «Jeune et jolie» (2013), die in schneidigen Verpackungen vom heiligen beziehungsweise unheiligen Sehnen junger Menschen erzählen; vom Ausbüxen aus Langeweile und Leere, von anti-bürgerlichem Aufbegehren, von Normverweigerungen. Und immer finden sie im Rahmen adretter, höchstkultivierter bürgerlicher An-

passung statt. Ozons Personal ist elegant, ver-snobt, von mondäner Grazie und lasziver Noblesse. In «Jeune et jolie» ist es die Pennälerin aus bestem Haus, die sich klammheimlich und lustvoll prostituiert wie einst Catherine Deneuve in Luis Buñuels «Belle de jour». Hatten aber Buñuels Filme einen politischen Spott-Furor, gibt es den bei Ozon längst nicht mehr. Seine Figuren wollen nur verspielt Normen überwinden, sich mit abweichenden Lebensentwürfen einfach nur wohl fühlen. Verpackte Buñuel Dynamit in Seidenpapier, sind es bei Ozon Pralinés. Statt subversiven Drives macht er nur ein bisschen Wind.

So überwindet Claire bald ihre Abscheu und sucht die Nähe zu David. Nicht weil sie bei ihm einen «Käfig voller Narren» wähnt, sondern neugierig ihrer eigenen Identität nachspürt. Die Eindeutigkeit traditioneller Geschlechterrollen beginnt zu zerlaufen, Ozons Film wird zum Wasserfarbenstillleben, hübsch und sehr geschmackvoll. Während Claire lesbische Neigungen an sich entdeckt, sie aber sofort zurückweist, bekennt David, dass er nichts mit Männern am Hut habe, nicht schwul sei, sondern einfach nur gerne sich als Frau fühle. Man weiss es ja: Die moderne, aufgeklärte, tolerante Gesellschaft akzeptiert inzwischen alle denkbaren oder auch undenkbar Konstellationen, von den Lesben über Bisexuelle, Transsexuelle bis

zu den Intersexuellen. Damit spielt Ozon, manchmal amüsant, manchmal ironisch, meistens mit boulevardeskem Zwinkern, aber ansonsten völlig unverbindlich. Identitätssehnsüchte werden zum sacharinsüssen Bäumchen-wechsel-dich-Tandaradei. Die Irrfahrt durch die Gefühlswelt bleibt immer im Rahmen gutbürgerlichen Geschmacks. Da war «Charley's Tante» verwegener. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

Party Girl — Angélique Litzenburger war über vierzig Jahre lang Bardame in einem eher schmutzigen Cabaret an der französisch-deutschen Grenze, liebte das Rotlichtmilieu, Tanzen, Feiern und natürlich die Männer. Sie war auch noch Mutter von vier Kindern, mied aber das Familienleben mit seiner konstanten Struktur. Als das Nachtclubgeschäft immer mässiger zu werden begann, blieb nur ein alter Freund ihr treuer, regelmässiger Besucher, der ihr einen Heiratsantrag machte. Sollte sie ihr feucht-fröhliches Chaos endgültig zugunsten eines geregelten Lebens aufgeben? Die Vita dieser unglaublichen Frau zu verfilmen, war ein Herzenswunsch ihres Sohns Samuel Theis. Er schrieb ein Drehbuch, konnte zwei Regisseurinnen gewinnen und seine Mutter überzeugen, sich selbst zu spielen. Das Ergebnis ist ein dynamisches, semidokumentarisches, charmantes Porträt, das Litzenburgers Lebens-



«Feucht-fröhliches Chaos»: «Party Girl».

Fragen Sie Knorr

Julianne Moore erhielt für ihre Rolle als an Alzheimer Erkrankte in «Still Alice» einen Oscar. Finden Sie das gerechtfertigt? Eddie Redmayne als gelähmter Stephen Hawking in «The Theory of Everything» war doch viel eindrücklicher. M. A., Basel



Erstens hat Redmayne auch einen Oscar erhalten, und zweitens handelt es sich um zwei unterschiedliche Anforderungen. Redmayne muss physisch mehr leisten und stark grimassieren. Das mag dann sehr eindrücklich aus-

gefühlt und das der ganzen Szene prächtig zu vermitteln weiss. In Cannes wurde «Party Girl» mit der *Caméra d'Or* ausgezeichnet. ★★☆☆☆

Home — Die Boovs sind Aliens, die auf die Erde fliehen. In Wahrheit sind sie eine wohlbekannte Mischung aus Marshmallows, Gummibärchen, Popcorn und anderem Zuckernaschwerk, das



Zuckernaschwerk: «Home».

Kinder gerne im Kino konsumieren – und genau so wirkt der kunterbunte Animationsfilm nach einem Kinderbuch in 3-D: wie eine Aufforderung, Süssigkeitentheken zu stürmen. Die Boovs leben in Seifenblasen, und exakt eine solche Seifenblase ist der Film über die Odyssee von Boov Oh und dem Mädchen Tip. ★★☆☆☆

Der Nanny — Die grösste Nervensäge des deutschen Films, Matthias Schweighöfer, hat wieder zugeschlagen. Auch wenn seine Filme nicht so viele Zuschauer generieren wie die von Til Schweiger, besetzt auch er erfolgreich das Familienfilmgenre. Diesmal spielt er einen Unternehmer, der Mieter aus einem Haus vertreiben will, keine Zeit für seine Kinder hat und einen Mann findet, der sich als Nanny anbietet. Das wird zum wilden Remmidemmi. ★★☆☆☆

The Boy Next Door — Jennifer Lopez als Lehrerin sucht sexuelle Abwechslung, findet sie in einem Nachbarjüngling – und der Albtraum beginnt. Routinierte Hatz. ★★☆☆☆

sehen und verlangt sicher eine enorme Bewegungskontrolle. Optisch «gibt das mehr her» als das Spiel einer Alzheimer-Kranken. Ich bin mir nicht sicher, ob Julianne Moore deshalb nicht viel mehr zu leisten hat als Redmayne. Sie hat keine «Hilfsmittel», sondern muss ihre innere Befindlichkeit für den Zuschauer «sichtbar» beziehungsweise nachvollziehbar machen. Es steht mir aber nicht zu, die eine Rolle gegen die andere auszuspielen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Poesie, mit Worten und ohne

Von Peter Rüedi

Der Song ist ein Gesamtkunstwerk, allerdings ein labiles und fragiles. Die Texte der sogenannten Standards im «Great American Songbook» sind selten auf dem Niveau der Musik, und sind die Lyrics ausnahmsweise mal Lyrik, merkt's kaum einer. Die grossen Texter des «GAS» waren *poets in the background*, sogar Ira Gershwin, Oscar Hammerstein oder Yip Harburg. Nicht zu reden von Ann Ronell. Deren berühmtester Song ist «Willow Weep for Me», von dem das Gerücht geht, die Musik hätte der Ronell ihr Geliebter George Gershwin geschenkt. Die deutsche Pianistin Julia Hülsmann, selbst als Musikerin eine sensibel zurückhaltende Lyrikerin, hatte immer ein besonderes Sensorium auch für sprachliche Melodik, also für dichte und dichterische Texte. Naheliegender, dass sie ihr neues Album mit dem Sänger Theo Bleckmann einem Komponisten widmet, der diese Leidenschaft teilte: Kurt Weill, und zwar (vom sehr «minimalisierten» «Mack The Knife» und dem verschatteten «Alabama Song» abgesehen) dem «Kurt Weill in America». Und da gerade mal mit «September Song» und «Speak Low» dessen bekanntem Repertoire. Das bitter-ironische Liebeslied «Your Technique» (dessen Text die genannte Ann Ronell schrieb), «This Is New» (Ira Gershwin), «River Chanty», «Little Tin God» (Maxwell Anderson) und «Great Big Sky» (Langston Hughes) sind durchwegs Entdeckungen, bei denen die Musik den Text, der Text die Musik steigert. Dazu kommen drei Hülsmann-Originale zu Gedichten des von Weill verehrten Walt Whitman, das dunkel glühende «A Clear Midnight», die nachdenkliche existenzielle Miniatur «A Noisless Patient Spider» und das apokalyptische «Beat! Beat! Drums!». Bleckmann, den man als Grenzgänger zwischen Jazz, Neuer Musik und Performance unter anderem aus dem Ensemble von Meredith Monk kennt, ist ein wunderbar auf die Texte zentrierter expressiver Sänger. Dazu kommt als zweite Stimme der in der lyrischen Tradition von Kenny Wheeler beheimatete Trompeter Tom Arthurs. Das Trio von Hülsmann (Marc Muellbauer am Bass und Heinrich Köbberling am Schlagzeug) schafft wie immer einen weiten warmen Hallraum für vieldeutige Poesie. Mit Worten und ohne.



Julia Hülsmann Quartet w/Theo Bleckmann: A Clear Midnight. Kurt Weill and America. ECM 2418 4709276 (2)

Hexenjagd auf eine Göttin

Anna Netrebko im Opernhaus; neuer Dienstleister für Selbstbestimmung und Mobilität. *Von Hildegard Schwaninger*



Naturwunder: Operndiva Netrebko.

Wer das Glück hatte, ein Billett für «Anna Bolena» zu ergattern, durfte im Zürcher Opernhaus eine hinreissende Anna Netrebko erleben. Ein Naturwunder von einer Frau: Sie ist schön, sie singt herrlich, hat Charme, Ausstrahlung, einfach alles, was sie zur unerreichten Soprankönigin unserer Zeit macht. Das Publikum war sich da, man konnte mithören, wo man wollte, absolut einig. Anna Netrebko, der Superstar im Opernhaus, eine Wucht! Draussen vor dem Opernhaus gab es Hexenjagd auf eine Göttin: Demonstranten der Gesellschaft Schweiz-Ukraine demonstrierten gegen die russische Sängerin, die als Putin-Freundin gilt. Der Mann, der gegen Netrebko mit einem Transparent «Nicht mit unseren Steuergeldern» fuchtelte, ist voll im Irrtum. Ein Abend mit Netrebko bezahlt sich selbst. Netrebkos Gage für vier Vorstellungen sollen 80 000 Franken sein, sie spielt das mehrfach ein: mit höheren Preisen und einem restlos ausverkauften Haus.

Die Ökonomin und Juristin Madeleine Linter lud ins «Meylenstein». Stilvoll, bei Champagner Louis Roederer und Kaviar- und Lachs-Blini, stellte sie ihre Dienstleistungsfirma The Golden Team vor, die hilft, Zeit und damit mehr Freiheit und Lebensqualität zu gewinnen. The Golden Team nimmt dem Kunden sämtliche Arbeit ab, die

ihm lästig ist. Bietet Chauffeurdienste und Begleitschutz an und ermöglicht – vor allem einer gesetzteren Kundschaft – autonome Selbstbestimmung, Mobilität und Bewahrung des gesellschaftlichen Umfelds. In unregelmässigen Abständen wird sie einen «Salon d’Or» veranstalten – mit bekannten Gästen aus Wirtschaft, Politik und Kultur in entspannter Atmosphäre. Mit dem Ziel, den Dialog mit potenziellen Kunden zu führen und aufrechtzuerhalten, um konkrete Aufträge für die Kernkompetenzen zu generieren.

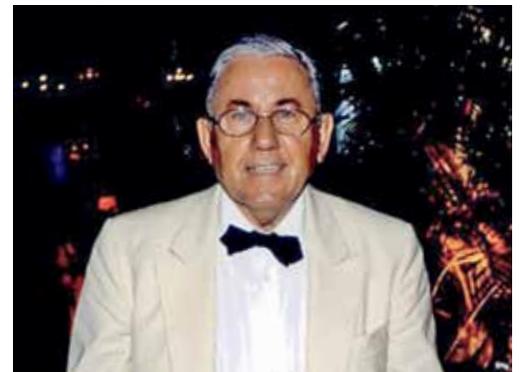


Mehr Zeit: Ökonomin Linter.

Madeleine Linter durfte im «Meylenstein» einen hochkarätigen Interessentenkreis bewirten: Silvia Affolter und Ronnie Sauser, Dr. Ellen Ringier, Richard und Katharina

Wuermli (Tax Expert), Thomas Limburg (Headhunter), Ruedel Steigrad (Immobilien) mit Laurence Jolliet, Herbert und Annelies Wüst (Immobilien), Anne-Marie von Vertes (Galerie), Charles Bollschweiler (Recycling) und Jacqueline Ackermann (Pelz Wyssbrod).

Das Oliver Prange, Herausgeber der Kulturzeitschrift *Du*, in Sachen Literatur noch etwas Nachhilfe braucht, entlarvte er nach der Premiere von «Kasimir und Karoline» im Schauspielhaus. Nach der Vorstellung, als man mit einem von Südhang Weine gesponserten Glas im Foyer herumstand, fragte Prange: «Wer hat das Stück geschrieben?» Gut, Prange war früher Journalist der *Werbewoche* und in Wirtschaftsmedien, aber für einen Mann, der heute hoch oben im Kulturjournalismus sitzt, doch etwas viel naive Unschuld. Auch wenn er den Bildungskanon der Theatergänger nicht kennt, den *Blick* liest Prange. So wusste er, dass Regisseurin Barbara Weber (schön und blond) mit dem Journalisten Daniel Binswanger (gross und attraktiv) verbandelt ist. Eine Liaison, die sogar dem Boulevard eine Schlagzeile wert war (weil Weber, Schwester des «Wettermacher»-Schriftstellers Peter Weber, einst mit Komiker Mike Müller liiert war). «Kasimir und Karoline» ist von Ödön von Horváth; hingehen lohnt sich: ein toller Theaterabend!



Was man kennen muss: Otto T. Gisiger.

Otto T. Gisiger, der eins a vernetzte Restaurant-Ausstatter, organisiert regelmässigen Gastro Round Table – mit dem Zweck, Kontakte zu intensivieren und den Teilnehmern ein Lokal vorzustellen, das man – seiner Meinung nach – kennen muss. Diesmal fiel Gisigers Wahl auf «Alice Choo» (vorher «Indochine»). Im Soussol der Nachtclub, im Restaurant panasiatische Küche. Geschäftsführer ist Gunnar Meinel, Küchenchef Nathan Dallimore. Die Gäste waren beeindruckt, unter ihnen auch Stéphanie Portmann, Chefin der Tschanz-Betriebe, die im Sommer ihr erstes Kind erwartet.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Herz und Verstand

Die Sachbearbeiterin Regula Reinfrank, 40, und der Manager Christoph Mäder, 50, haben kürzlich geheiratet und somit eine anspruchsvolle Patchworkfamilie gegründet.



Richtiger Fokus: Ehepaar Mäder-Reinfrank.

Christoph: Nachdem wir uns stürmisch verliebt hatten, galt es bald, die erste Hürde zu nehmen. Bevor wir zusammenzogen, wollten wir sicher sein, dass Regulas Kinder mit dieser Idee einverstanden sind. Das macht sich nicht von selbst, man muss sich einige Dinge überlegen und dabei auch seine Rolle im ungewöhnlichen Verbund genau definieren. Ich habe allen Beteiligten, also auch Regula, gesagt, dass ich mich auf keinen Fall als Vaterersatz für die Kinder sehe, sondern eher als Freund und Ansprechpartner bei Problemen.

Regula: Ich wusste bald nach dem ersten Treffen: Er könnte für mich und die Kinder der Richtige sein. Wenn man den Partner in einem gewissen Alter trifft, hat man die falschen Vorstellungen vom Traumprinzen im besten Fall längst relativiert und legt den Fokus auf die wichtigen Punkte: Empathie und ein praktisches Gefühl für die jeweiligen Situationen waren mir wichtig. Beides hat Christoph schon zigmal unter Beweis gestellt. Probleme geht er mit dem Verstand, vor allem aber mit dem Herzen an.

Christoph: Manches ist einfacher gesagt als getan: Wenn man von aussen in eine Familie kommt, sollte man die Kinder nicht mit falschen Erwartungen überfordern oder unter

Druck setzen. Man soll sich offen mit ihnen unterhalten und sich ihre Meinung mit ehrlichem Interesse anhören. In der Realität braucht vor allem alles seine Zeit. Die Situation ist für alle neu und in manchen Punkten gewöhnungsbedürftig.

Regula: Auch der Umgang unter den Partnern war anfänglich eine Herausforderung, vor allem, weil wir uns in Erziehungsfragen selten einig waren. Glücklicherweise fand Christoph dann, dass er sich vor allem bei den – für ihn – wichtigen Fragen raushält und die Entscheidung mir und meinem Ex-Mann überlässt.

Christoph: Heute können wir sagen, dass wir vieles richtig gemacht haben. Wichtig ist für uns jetzt vor allem, dass die Kinder gerne nach Hause kommen, auch weil wir für ihre Anliegen stets ein offenes Ohr haben.

Regula: Dass Christoph in schwierigen Zeiten zu uns als Familie stand, war für mich sehr wichtig. Natürlich haben uns die früheren Beziehungen geprägt. Der Vorsatz, aus jeder Beziehung das Gute mitzunehmen und die gemachten Fehler mit der neuen Liebe zu verringern oder sogar gänzlich zu vermeiden, schafft allerdings eine gute Basis für ein gemeinsames Glück.

Christoph: Am Weihnachtstag 2013 steckten wir uns gegenseitig die Verlobungsringe an den Finger. Geheiratet haben wir an meinem fünfzigsten Geburtstag im kleinen Kreis unserer Familien. Dass Regula mein bestes Geschenk war, muss man wohl nicht erwähnen. Die grosse Feier fand erst am folgenden Tag statt. Getarnt hatten wir den Event als mein Geburtstagsfest. Rund siebzig Gäste waren anwesend und sehr freudig überrascht, als wir ihnen mitteilten, dass wir uns am Vortag das Jawort gegeben hatten. Die unbeschwertere Party ging bis in die frühen Morgenstunden. Unsere Trauzeugen, ausser den Kindern die Einzigen, die von der Heirat wussten, nahmen uns so viel ab, dass wir uns voll und ganz auf uns und den grossen Tag konzentrieren konnten.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: **Franziska K. Müller**

Grabumdrehungen

Von *Andreas Thiel* — Es gibt Dinge, die darf man nicht sagen.



Thiel: Sag mal, Doris, wie hast du das eigentlich gemeint, als du gesagt hast, dass Satire Grenzen habe?

Leuthard: Na, dass man nicht alles sagen darf.

Thiel: Wieso darf man nicht alles sagen?

Leuthard: Gewisse Dinge zu sagen, kann gefährlich sein.

Thiel: Wieso?

Leuthard: Weil sie den Frieden gefährden.

Thiel: Es gibt also Dinge, welche so grundlegend falsch sind, dass sie, ausgesprochen, die Grundfesten des Friedens ins Wanken bringen können?

Leuthard: Exakt.

Thiel: Das sind dann wohl so Sätze wie: «Man darf nicht alles sagen.»

Leuthard: Was soll an diesem Satz falsch oder gefährlich sein?

Thiel: Dieser Satz bringt die Grundfesten des Friedens ins Wanken.

Leuthard: Wie kommst du darauf?

Thiel: Es gibt zwei Arten von Frieden, den erzwungenen und den gewollten. Der erzwungene ist eigentlich gar kein Frieden, sondern ein geknebelter Konflikt in der Zwangsjacke. Bleibt noch der gewollte, und der basiert auf den Grundpfeilern Redefreiheit und Freiheit von Fremdbestimmung. Wenn ich also etwas sage, und das kann durchaus etwas Dummes sein, dann gefährde ich damit selten die Freiheit von Fremdbestimmung, geschweige denn die Redefreiheit anderer, es sei denn, was ich sage, ist der Satz «Das darfst du nicht sagen», denn mit diesem Satz bringe ich nicht nur die Redefreiheit, sondern gleich auch noch die Freiheit von Fremdbestimmung des anderen ins Wanken. Dieser Satz ist also hochgradig gefährlich und so grundlegend falsch, dass er den Frieden gefährdet.

Leuthard: So schlimm ist dieser Satz?

Thiel: Ja, wenn Franz Hohler bereits gestorben wäre, würde er sich im Grab umdrehen.

Leuthard: Warum Franz Hohler?

Thiel: Weil der doch so ein Freiheitskämpfer ist. Warum sagt der eigentlich nichts? Ist er schon gestorben?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der andere Nebbiolo

Von Peter Rüedi

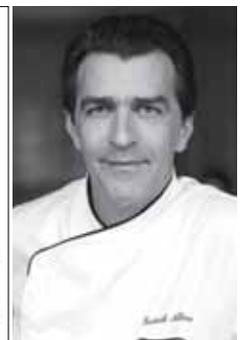
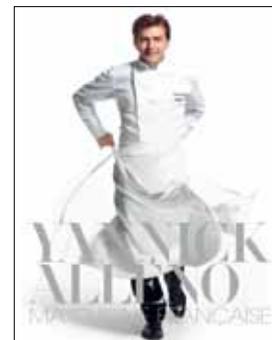
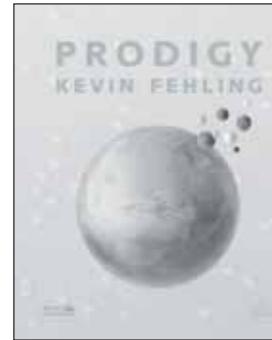
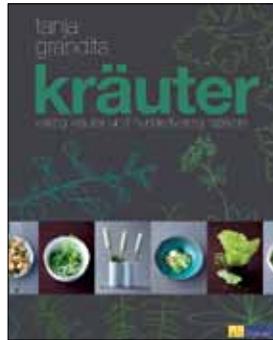


Der Wein ist eine langsame Materie. Einen Weinberg umpflanzen, nur weil die Hochglanzmagazine und deren volatile Kundschaft gerade wieder den Geschmack wechseln, liegt nicht drin. Der Winzer rechnet nicht mit Saisons, sondern mit Jahrzehnten. Dennoch gibt es natürlich, in langsameren Rhythmen, Weinmoden. Denken wir an den piemontesischen Dolcetto. Noch vor ein paar Jahrzehnten war der teurer als der Barolo. Heute lässt er sich kaum in der Region, geschweige denn bei uns verkaufen. Oder, weil wir gerade beim Piemont sind: Woran sonst als an den irrationalen Gezeiten des Luxus und der Moden liegt es, dass die fabelhaften Weine aus dem Norden der Region (grob gesagt der Gegend zwischen Novara und dem Süde des Langensees) nur einem kleinen Kreis von Enthusiasten bekannt sind? Die relativ kleinen Appellationen Gattinara, Ghemme, Bramaterra, Lessona, Boca und andere liegen auf den Moränen, die der Gletscher des Monte Rosa nach seinem Rückzug zurückgelassen hat. Auf diesen mineralischen Böden bringt die diffizile Nebbiolo besonders charakteristische, eigenwillige Weine hervor. Die besten Produzenten namentlich aus Ghemme und Gattinara machen Wein auf Augenhöhe mit dem Barolo oder Barbaresco. Einer von ihnen heisst als Betrieb Antichi Vigneti di Cantalupo und als Person Alberto Arlunno, und sein grösster Weinberg in der etwas melancholischen Zone von Ghemme heisst Collis Breclamae. Die Melancholie der wenig spektakulären Gegend kommt aus dem Gefälle zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Noch vor weniger als hundert Jahren war ein grosses zusammenhängendes Rebgebiet, was jetzt, weitgehend von Wald und Gestrüpp überwachsen, auf einen Bruchteil seiner einstigen Fläche reduziert ist. Der Wein «Collis Breclamae» von Cantalupo allerdings widerlegt jede nostalgische Wehmut: vital, markant in den etwas machohaften Tanninen (dekantieren!), wunderbar frisch in der Frucht (rote Beeren), ein Hauch von Lakritze und Waldboden. Elegant, voll, nachhaltig. Ein starkes Überlebensmanifest einer fast vergessenen Region.

Antichi Vigneti di Cantalupo: Ghemme Collis Breclamae 2005. 13,5%. Fr. 46.–. Caratello, St. Gallen. www.caratello.ch

Feine Seiten

Drei schöne neue Kochbücher und eines, das man hätte schöner machen können. Von David Schnapp



Herausforderung für den Hobbykoch: Grandits, Fehling, Kinch, Alléno.

1—**Tanja Grandits: «Kräuter».** Ihr Stil ist unverkennbar – dass sie damit polarisiert, spricht für sie. Grandits, die beste Köchin der Schweiz, veröffentlicht nach dem schönen «Gewürze»-Band mit «Kräuter» die logische Fortsetzung. Der Schwierigkeitsgrad ihrer Rezepte ist unterschiedlich, die Herausforderung für den Hobbykoch liegt eher in der Beschaffung von Zutaten wie Bronzefenchel oder Palmkohl. Neben Rezepten zu ganzen Gerichten gibt es viele nützliche Anleitungen für Tees, Salsas oder Öle, mit denen sich Grandits' unverkennbare Geschmackswelt einem schnell erschliesst.

2—**Kevin Fehling: «Prodigy».** Er ist der jüngste Dreisternekoch Deutschlands und hat soeben bekanntgegeben, dass er mit einem aufregenden neuen Konzept von Travemünde nach Hamburg umziehen wird. «Prodigy» ist eine Mischung aus Biografie und Kochbuch. Man wünscht dem Band, er wäre sorgfältiger produziert worden. Aufbau und Typografie laden nicht eben zum Lesen ein und erreichen nicht das Niveau von Fehlings filigranen Gerichten. Für Hobbyköche sind die detaillierten, aber komplexen Rezepte eine – sagen wir – grössere Herausforderung.

3—**David Kinch: «Manresa».** Die kalifornische Hochküche hat sich im gastronomischen Medienlärm noch nicht den Platz erobern kön-

nen, den sie verdient hätte. Die Mischung aus lokal erzeugten Produkten in erstaunlicher Vielfalt und zeitgemässer Technik bietet einen unschlagbaren geschmacklichen Mehrwert. David Kinch, Zweisternekoch aus Los Gatos, hat kein Buch mit Rezepten zum schnell Nachkochen gemacht. Es ist eher Einblick in eine faszinierende Küche. Fairerweise wird auch nicht so getan, als könne man das alles zu Hause nachmachen; spezielle Geräte und Techniken, die für einzelne Rezepte notwendig sind, werden akkurat aufgelistet.

4—**Yannick Alléno: «Französische Küche».** Was für ein Buch! 5639 Gramm schwer, gross und in einen schweren Schuber verpackt, will es Eindruck machen. Yannick Alléno, Dreisternekoch aus Paris, kommt einem auf dem Titelbild mit wehender Kochschürze und feinen Lederschuhen entgegen. Wenn man die Ehrfurcht, die das Buch gebietet, abgelegt hat, stösst man auf einen sorgfältigen Aufbau und ausführlichste Informationen im Innern. Produkte werden schön erklärt, die Rezepte sind von ausufernder Präzision. Ein gedruckter Leckerbissen für Liebhaber der französischen Küche.

Tanja Grandits: Kräuter. AT. 352 S., Fr. 44.90
Kevin Fehling: Prodigy. Fackelträger. 312 S., Fr. 94.90
David Kinch: Manresa. Matthaes. 336 S., Fr. 109.–
Yannick Alléno: Französische Küche. Matthaes. 782 S., Fr. 189.–



Auto

Hör mal, wer da knurrt

Der BMW M4 ist der Sportwagen für jeden Tag, für lange Reisen und – wenn's sein muss – auch für etwas Wind im Haar. *Von David Schnapp*

Für lange bis sehr lange Autofahrten ist in der Regel eine gemütliche Limousine oder ein SUV die erste Wahl. Vor allem, wenn sie einen auf einer Luftfederung ans Ziel tragen. Die Ausnahme, die mich von dieser Regel für genau 2400 Kilometer abbrachte, war ein BMW M4 als Stahldach-Cabrio. «Ein durchtrainierter Spitzensportler», sagt der Hersteller dazu. Tatsächlich ist der M4 eine gelungene Mischung. Man kann mit ihm erfreulich entspannt Hunderte Kilometer durch die Gegend rauschen. Ich hatte im Baskenland zu tun und fuhr also zweimal quer durch Frankreich, wo die Autobahnen üb-

rigens in hervorragendem Zustand sind. Hier eine Anmerkung für Autoreisende in Frankreich: Wenn eine Tafel auf Radarmessgeräte aufmerksam macht, kommt ein, zwei Minuten später sicher ein Radarmessgerät.

Beim M4 lässt sich auf Knopfdruck eine andere Fahrzeugkonfiguration abrufen. Damit ändern sich – je nach persönlichen Vorlieben – die Vorgaben für Lenkung, Motorkennlinie, Schaltzeitpunkt (manuell oder automatisch). Aus dem potenten Gleiter wird schlagartig ein athletisches Tier, der Drehzahlmesser springt hoch, die Verbindung zur Strasse wird unmittelbarer. Ruppig kann man nun die Gänge über das feine, siebenstufige Doppelkupplungsgetriebe reinknallen und zum Überholen ansetzen.

Am Anfang ist die Melodie

Dass der neue Motor in den M4 und in der M3-Limousine seit 2014 nur noch sechs Zylinder (in Reihe angeordnet) mit drei Litern Hubraum und einem Doppelturbo hat, mag für Nostalgiker ein Verlust sein. Tatsächlich gab es keinen Moment, in dem ich mir den alten Achtzylinder zurückgewünscht hätte. Der neue leistet maxi-

mal 431 PS und 550 Newtonmeter, während vorher 420 PS und 400 Nm auf dem Datenblatt standen. Bloss: Leistung ist nicht alles. Gerade bei einem Sportwagen, den man offen fahren kann, ist auch akustische Kraft gefragt.

Wenn man den Startknopf des M4 drückt, ertönt eine Melodie aus den vier Endrohren. Eine Abfolge wütender, knurrender Laute bringt einen in die richtige Stimmung für die bevorstehende Fahrt. Ich öffnete jeweils mit der Fernbedienung das Dach (dauert zwanzig Sekunden), stieg ein und drückte den Knopf. Gerade in einer Tiefgarage sind das schöne Momente. Bei der M GmbH, die für die schnellsten BMW-Modelle zuständig ist, wird erfolgreich daran gearbeitet, die M-Fahrzeuge unverwechselbar klingen zu lassen. Das ist beim neuen M4 gut gelungen, egal, ob einem die Musik gefällt oder nicht.

Wenn man den M4 offen fährt, ist der Himmel wohl näher und Winde streichen einem sanft über den Kopf. Für Komfortbefürworter wie mich gibt es auch noch ein Windschott, sinnvoll verstaubt hinter den Rücksitzen. Ein warmer Nackenföhn lässt sich ausserdem zuschalten und natürlich eine Sitzheizung.

Obwohl der M4 böse knurren kann, am Ende will er doch nur spielen. Seine Kraft, die Präzision des Fahrwerks, die Geschwindigkeit – das alles gehört zu einem Auto, das überraschend vielseitig und alltagstauglich ist. Je nach Alltag, versteht sich.

BMW M4 Cabrio

Leistung: 431 PS, Hubraum: 2979 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 99 800.–; Testwagen: Fr. 113 453.–





«Nid ä bitz»: Gesangswettbewerbs-Gewinnerin und Musikerin Heinzmann.

MvH trifft

Stefanie Heinzmann

Von Mark van Huisseling — Weshalb weiss man so wenig Privates über die sogar in Deutschland erfolgreiche Schweizer Sängerin?

Du bist eine der wenigen, die nach einer Castingshow Karriere machten – was machst du besser als andere [sie gewann 2008 in der Sendung «TV total» den Gesangswettbewerb]? – «Das ist sehr schwierig, für mich selber einzuschätzen. Ich hab nichts geändert an meiner Strategie ... Ich glaub', das war ein Rattenschwanz, sehr viel Glück. Es fing an damit, dass ich in der Show von Stefan Raab war, das macht schon einen grossen Unterschied, man traut seinem Urteil über Musiker. Dann, dass ich meinen Bruder dabei hatte; wir trafen von Anfang an Entscheidungen selber, ich musste keine Entscheidungen von einem fremden Management befolgen. Die Leute hatten irgendwie Freude daran. Und wir haben einfach nicht aufgehört, haben weiter- und weiter- und weiter- und weitergemacht.» – «Ich war mal Juror einer Gesangs-Castingshow [«Superstar» auf 3+]; wir hatten keine Teilnehmer, die aus Bands kamen, weil Castingshows uncool seien. Du

kamst aus einer Band, fandest du's nicht uncool? – «Schwierig zu sagen. Ich war immer schon Raab-Fan. Und es hat mich nicht so abgeschreckt. Und ich muss sagen, ich hab einfach nicht damit gerechnet, das Ding zu gewinnen. In keiner Faser meines Körpers hab ich mit dem Gedanken auch nur gespielt.»

Stefanie Fabienne Heinzmann ist eine Schweizer Pop- und Soulsängerin aus Visp-Eyholz, steht bei Wikipedia. Ferner findet man heraus, dass sie Sängerin der Mundart-Rockband Bigfish war. Darüber hinaus wird es dünn, informationsmässig; über ihr privates Leben ist wenig zu lesen, etwa, dass sie ihren sieben Jahre älteren Bruder Claudio bewundere, der in ihrer Band Gitarre spielt und sie betreut (er war während dieses Gesprächs, das in einer Suite des Hotels «Renaissance» in Zürich stattfand, dabei). Seit 2013 ist sie in der Jury sowie einer der Coaches der Castingshow «The Voice of Switzerland». In diesen Tagen

erscheint ihr drittes Album «Chance of Rain» (Universal Music Switzerland) mit von ihr geschriebenen Liedern plus Coverversionen.

«Ist dir *street credibility* [Glaubwürdigkeit] und Coolness wichtig? – «Das kommt so *ächli* drauf an. Die *credibility* und das Cool hat bei mir mit meinem Anspruch zu tun. Ich mache die Sachen, die ich cool finde. Ob das die Gesellschaft cool findet oder nicht, kann ich schwer einschätzen. Du kannst gar nichts machen, was alle gut finden.» – «Man sagt, es brauche im Ausland keine Schweizer, die englischen Pop, Rock oder Soul machen, es gibt genug Briten, Amerikaner, Australier, die das besser können.» – «Das ist in Deutschland auch so, der Markt für deutsche Musik ist enorm. Und ich merke, ich bin schon ein Aussenseiter, weil ich mich vehement dagegen entschieden hab, Mundart zu singen oder deutsch. In Deutschland haben sie auch schon gefragt: «Wollen Sie nicht mal deutsch singen?» Die Plattenfirmen sagen, es würde besser laufen.» – «Und wieso machst du's nicht, du kannst ja Deutsch?» – «Ja, ich hab auch schon Mundart gesungen, mit der Sina. Aber das ist für mich ... Mein Herz will englisch singen. Und mir läuft es ja, bis jetzt.» – «Bist du besser als andere?» – «Ich weiss nicht, ich bin hartnäckig; ich geb' schon nicht so schnell auf.»

«Man findet wenig über dich persönlich; weiss nicht, ob du einen Freund hast oder eine Freundin, bloss, dass du allergisch bist auf Tiere. Hast du kein Privatleben?» – «Doch, doch, ich hab viel Privatleben. Ich glaub', ich thematisiere das nicht so. Ich rede sehr offen über meine Gefühle, was ich über Sachen denke. Aber es gibt Sachen, die interessieren mich, ehrlich gesagt, auch bei anderen Leuten nicht: was der Beziehungsstatus ist, ob sie auf Frauen oder Männer stehen. Ich finde: «Mach dein Ding, und leb dein Leben». Das hat nix mit meinem Album zu tun.» – «Viele Berühmtheiten beklagen sich darüber, dass sie Privates bekanntgeben müssen, sagen aber, das gehöre zum Geschäft.» – «Mir ist bewusst, dass man, wenn man in dieser *gossip*-Szene nicht stattfindet, für Menschen nicht mehr existiert. Für sie ist man fleissig, solange man in einer *Gala* oder im Magazin *Intouch* erscheint, auch wenn sie einen nur beim Einkaufen fotografieren. Aber ich hab mich dagegen entschieden.» – «Ein kleiner Skandal kann positiv sein ...» – «Ein Produzent hat mir auch schon vorgeschlagen, ich soll doch mal irgendwas machen. Aber das kann ich nicht. Dass Leute finden, ich sei langweilig, ist okay.» – «Findest du dich langweilig?» – «Nein, *nid ä bitz*. Ich bin ein offener Mensch, mit mir kann man über viel reden, wenn ich mich wohlfühle. Ich bin 25, logisch hab ich Beziehungen und dann keine mehr und dann wieder Beziehungen. Ganz normal alles.»

Ihr liebstes Restaurant: «Weil's meine Erinnerung ist, ich bin in einem Restaurant aufgewachsen.» Restaurant «Eyholz», Kantonsstrasse 12, Eyholz. Tel. 027 946 22 88

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19					20									
			21								22			
23		24					25							
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35			36					37		38
39							40					41		
				42						43				
	44						45					46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Bei ihr bleibt schlicht nichts gleich
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Machen in Namibia die Hälfte der Bevölkerung aus. 5 Heute vor so vielen Jahren –Peter Maffay lässt grüssen. 11 Mythischer Sänger aus Sicht der Italiener. 12 Sie hilft Schweizern, wenn’s ums Grundstück geht. 13 Bei diesem Verfahren geht es nicht ohne Druck. 16 Man findet ihn auch an Antennen. 19 Sorte von Saubermachern, die sich am TV präsentieren. 20 Wer von Doping spricht, meint oft sie. 21 Auf einen Eid folgt hier sie. 22 Solche Arbeit ist Sklaverei. 23 Titel: im Iran seit 1979 inexistent. 25 Ein Buch, das in Frankreich oft zu reden gibt. 26 Auch das gut erzogene kann nie schreiben. 27 Kein Zweifel: Poren aufweisend. 28 Sie watschelt, doch man mag sie. 30 Gehört bei Gewichthebern dazu. 32 Manchmal rural, manchmal wiederum national. 34 So einen König erfüllte Franz Schubert mit Klang. 35 Sie sind Wegweiser und nicht Kerkermeister. 39 Wer zuviel Wert auf diesen Wert legt, erschwert sich oft das Leben. 40 Auf’s Ganze gesehen kann er ziemlich wichtig sein. 41 Der Seitenfleckleguan ist eine Birnensorte ist ein weiblicher Vorname. 42 Was die Stacheln für den Urson, ist er für den Zobel. 43 Bei verschiedenen Gelegenheiten - oder dann so. 44 Der Unheimliche: genau der Wallace wird gesucht. 45 Kennzeichnet den Ort eines Geschehens, so der Romand. 46 Iren, wusste auch Newton, ist menschlich.

Senkrecht — 1 Insel Ägina: wo der Kultort des Zeus Hellanios liegt. 2 So wird Romeo zum schnittigen Liebhaber. 3 Schweizer, Metzger und 2011 gar König. 4 Teils ist er geheimnisvoll, dann wieder überhaupt nicht toll. 5 Diese Bluse betrifft nur dich, und also es ... 6 Farbton mit Assoziation Weichheit und Weiblichkeit. 7 Der Rapper versteckt sich oft hinter Oliver Röss. 8 Bei Charlie Hebdo sind sie besonders bissig. 9 Afrikanisches Holz, im Handel auch Kambala genannt. 10 Sie blüht und blüht und ist gerade auch bei Bernern sehr beliebt. 14 Erzwungen ist es dann oft auch so. 15 Die Britney mit ihren Grammy- und Emmy-Awards. 17 Schweizerisches Schuldverhältnis, sagt der Jurist. 18 Weder Grock noch Pic, aber auch ein Schweizer Clown. 20 Quizfrage: Welches ist der tiefstgelegene Ort der Schweiz? 23 Beim Urlaub wollen wir ihn nicht dabei haben. 24 Helfer, Retter und unglaublich viel mehr. 25 Zeichen der Orientierung, auf Pfadfinders Pfad des Lebens. 27 Er kennt den Titel von 23 waagrecht. 29 Er handelt nicht nach dem Geschmack rechtschaffener Bürger. 31 Wo man Buddhas Reliquien findet. 33 Der schiefe Turm von dort – bei Chicago. 36 Bei diesem Dutzend bleibt nur ein Viertel übrig. 37 Überspannte Fantasie, wer bei dieser Vertiefung an eine Dirne oder so denkt. 38 Tor mit Unterhaltungswert.
 © Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 409

	U	R	L	A	U	B		B		U	R	B	A	R
A	R	U	A	K		E	T	A	T		E	U	R	E
B	U	E	K	K		G	A	L	A	P	A	G	O	S
B		F	E	U	E	R	S	T	E	I	N		M	U
E	D	E	N		M		S	E	N	S	I	B	E	L
	E			K	I	N	O		Z	E	M	E	N	T
B	A	R	B	A	R	A		D	E	K	A	N		A
	L	A	I	E		G	D	U	R		T	E	S	T
W	E	I	S	S	A	G	E	N		S	I	N	T	
E	R	N	T	E	N		N	A	T	I	O	N	A	L
I		E	U	R	O	P	A		I	N	N	E	N	
N	O	R	M		A		R	A	T	E		N	D	R

Waagrecht — 1 URLAUB 7 URBAR 12 ARUAK
 13 ETAT 16 EURE 17 BUEKK 18 GALAPAGOS
 20 FEUERSTEIN 22 MU 23 EDEN 25 SENSEL
 BEL 27 KINO 29 ZEMENT 30 BARBARA
 (griech. f. die Fremde) 33 DEKAN 34 LAIE (von
 lat. laicus, zum Volk gehörig, gemein) 35 GDUR
 37 TEST 39 WEISSAGEN 41 SINT (niederl. f.
 Heilig/er) 42 ERNTEN 43 NATIONAL
 45 EUROPA 46 INNEN 47 NORM 48 RATE
 49 NDR

Senkrecht — 1 URU 2 RUEFE (Synonym für Murgang, besonders in der Ostschweiz) 3 LAKEN
 4 AKKU 5 BEGR (Gebr) 6 BALTE (Bewohner des Baltikums) 8 REANIMATION 9 BUG 10 AROMEN
 11 RESULTAT 12 ABBE (Ernst Abbe und franz. für Abt) 14 (Torquato) TASSO (it. Dichter und Schauspiel von Goethe) 15 TAENZER
 19 PISEK 21 EMIR 24 DEALER 26 BENENNEN
 27 KAESER 28 NAGG (Gang) 31 RAINER (Werner, Fassbinder) 32 BISTUM 33 DUNA (ungar. f. Donau) 36 DENAR 38 STAND 39 WEIN
 40 ANOA 41 (Apfel-) SINE 44 TIT (engl. f. Titte)

Lösungswort — **BERGSTEIGER**



EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien

ZEIT UND ENERGIE. DIE ZEIGT IHNEN BEIDES.



MANERO POWERRESERVE

Die Manero PowerReserve zeigt Ihnen immer, wie viel Energie in ihr steckt. Mit integrierter Gangreserveanzeige und dem präzisen Manufakturwerk CFB A1011 verbindet der Zeitmesser hohe Funktionalität und ausgeklügelte Technik. Im Design ergänzen sich klassische und moderne Bestandteile zu einem markanten, ausdrucksstarken Gesicht.

BOUND TO TRADITION – DRIVEN BY INNOVATION



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 40, T 061 261 40 00 BERN, MARKTGASSE 2, T 031 328 90 90 DAVOS, PROMENADE 69, T 081 410 00 50
GENÈVE, 45, RUE DU RHÔNE, T 022 319 62 66, 22, RUE DU MONT-BLANC, T 022 732 72 16 INTERLAKEN, HÖHEWEG 43, T 033 826 02 02 LAUSANNE, RUE DE BOURG, T 021 312 36 12
LOCARNO, PIAZZA GRANDE, T 091 751 86 48 LUGANO, VIA NASSA 56, T 091 923 14 24 LUZERN, SCHWANENPLATZ 5, T 041 369 77 00 ST. GALLEN, MULTEGASSE 15, T 071 222 02 22
ST. MORITZ, VIA MAISTRA 17, T 081 833 31 03 ZERMATT, BAHNHOFSTRASSE 6, T 027 967 53 53 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 50, T 044 211 26 35
ZÜRICH FLUGHAFEN, AIRSIDE CENTER, T 044 800 85 40 KURZ GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 39, T 061 269 60 60 BERN, SPITALGASSE 38, T 031 311 04 22
GENÈVE, RUE DE LA CONFÉDÉRATION 11, T 022 311 70 76 LUZERN, WEGGIGASSE 25, T 041 419 40 20 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 80, T 044 219 77 77
ZÜRICH, GLATTZENTRUM, T 043 233 30 50 SWISS LION GESCHÄFTE ENGELBERG, TITLIS, T 041 372 10 90 LUZERN, LÖWENPLATZ 11, T 041 410 61 81
WWW.CARL-F-BUCHERER.COM